

gen Leute, Albert von Morcerf, um nach Paris zurückzukehren, Franz d'Epinau, um vierzehn Tage in Venedig zuzubringen.

Doch ehe Albert in den Wagen stieg, übergab er dem Aufwärter im Gasthose, so sehr befürchtete er, sein Gast könnte beim Rendezvous fehlen, eine Karte für den Grafen von Monte Christo, auf welche er unter die Worte: „Comte Albert von Morcerf,“ die Worte geschrieben hatte:

Am 21sten Mai, um halb elf Uhr Morgens, Rue du Selder, N. 27.

Sechzehntes Kapitel.

Das Frühstück.

In dem Hause der Rue du Selder, wo Albert von Morcerf in Rom dem Grafen von Monte Christo Rendezvous gegeben hatte, bereitete sich am Morgen des 21. Mai Alles vor, um dem Worte des jungen Mannes Ehre zu machen.

Albert von Morcerf bewohnte einen Pavillon, welcher an der Ecke eines großen Hofes und einem andern für das Gesinde bestimmten Gebäude gegenüber lag. Nur zwei Fenster dieses Pavillon gingen auf die Straße, während drei gegen den Hof und zwei weitere rückwärts gegen den Garten gerichtet waren.

Zwischen diesem Hofe und diesem Garten erhob sich, in dem schlechten Geschmacke der kaiserlichen Architektur

erbaut, die modische, geräumige Wohnung des Grafen und der Gräfin von Morcerf.

In der ganzen Breite des Besizthums dehnte sich, nach der Straße zu, eine Mauer zu, welche in bestimmten Entfernungen von Blumenvasen überragt und in der Mitte von einem großen Gitter mit vergoldeten Spießen durchschnitten war, das zu feierlicher Einfahrt diente, während die Leute vom Dienste oder die Gebieter, wenn sie zu Fuße kamen, eine kleine, beinahe an die Loge des Concierge angeklebte Thüre zu benützen hatten.

Man errieth in der Wahl des zur Wohnung für Albert bestimmten Pavillon die zarte Fürsorge einer Mutter, die sich von ihrem Sohne nicht trennen wollte, aber wohl einsah, daß ein junger Mann vom Alter des Bicomte seiner vollen Freiheit bedurfte. Ma erkannte darin auch, was nicht zu leugnen ist, den verständigen Egoismus des jungen Mannes, der in dieses freie, müßige Leben der minderjährigen Söhne verliebt war, das man ihm vergoldete, wie dem Vogel seinen Bauer.

Durch die zwei nach der Straße gehenden Fenster konnte Albert seine Forschungen gegen Außen vornehmen. Der Blick nach Außen ist so nothwendig für junge Leute, welche beständig die Welt ihren Horizont durchziehen sehen wollen, und wäre dieser Horizont nur der der Straße. Albert von Morcerf konnte, wenn er seine Forschungen weiter verfolgen wollte, durch eine kleine Thüre gehen, welche das Seitenstück zu der von uns erwähnten Thüre neben der Loge des Portier bildete, was eine besondere Erwähnung verdient.

Man hätte glauben sollen, es wäre ein seit dem Tage der Erbauung des Hauses vergessenes und zu fortwährender Vergessenheit verurtheiltes Pfortchen, so bestaubt und bescheiden sah dasselbe aus, aber bei näherer Betrachtung offenbarten Schloß und Angeln, sorgfältig eingedölt, eine geheimnißvolle, beständige Benützung. Diese kleine duckmäuserische Thüre spottete des Con-

cierge, dessen Wachsamkeit und Gerichtsbarkeit sie völlig entging, da sie sich, wie die bekannte Thüre der Höhle in Tausend und eine Nacht, wie die bezauberte Sesame von Ali Baba mittelst einiger kabalistischer Worte, ausgesprochen durch die weichsten Stimmen, oder mittelst eines verabredeten Kragens, bewerkstelligt durch die allerzartesten Finger der Welt, öffnete.

Am Ende eines weiten, stillen, als Vorzimmer dienenden Ganges, öffneten sich rechts der nach dem Hofe gehende Speisesaal von Albert und links sein kleiner Salon, von welchem man die Aussicht nach dem Garten hatte. Gesträuche und Schlingpflanzen breiteten sich fächerartig vor den Fenstern aus und verbargen dem Hofe und dem Garten das Innere der zwei einzigen im Erdgeschoße liegenden Zimmer, in welche unbescheidene Blicke hätten dringen können.

Im ersten Stocke wiederholten sich diese zwei Zimmer, bereichert durch ein drittes vom Vorzimmer genommenes. Diese drei Gemächer waren ein Salon, ein Schlafzimmer und ein Boudoir.

Der untere Salon war nur eine Art von algierischem Divan für Raucher bestimmt.

Das Boudoir des ersten Stockes ging in das Schlafzimmer und stand durch eine unsichtbare Thüre mit der Treppe in Verbindung. Es waren, wie man sieht, alle Vorsichtsmaßregeln getroffen.

Ueber diesem ersten Stocke fand sich ein geräumiges Atelier, welches man Mauern und Scheidewände einreißend vergrößert hatte . . . ein Pandämonium, das der Künstler dem Dandy freitig machte. Dahin flüchteten sich alle auf einander folgende Launen von Albert: Waldhörner, Bassgeigen, Flöten, ein ganzes Orchester, denn Albert hatte einen Augenblick nicht Geschmack, sondern eine Phantasie für Musik gehabt; Staffeleien, Paletten, Pastelle, denn auf die Phantasie für die Musik war die Phantasie für die Malerei gefolgt; ferner Rappiere, Vorhandschuhe und Stöcke aller

Art, denn nach den Ueberlieferungen der jungen Modeherren der Zeit, zu welcher wir nun gelangt sind, pflegte Albert mit unendlich mehr Ausdauer, als er dies bei der Musik und Malerei gethan, diese drei Künste, welche die Löwenerziehung vollenden, nämlich die Fechtkunst, das Boren und den Stock, und er empfing nach und nach in diesem für alle Leibesübungen bestimmten Zimmer, Grifter, Cooks und Charles Lacour.

Das übrige Geräthe dieses Zimmers bestand in alten Kisten aus der Zeit von Franz I., welche mit chinesischem Porzellan, Vasen von Japan, Fayencen von Luca della Robbia, und Platten von Bernard de Palissy gefüllt waren; in antiken Lehnstühlen, worin vielleicht Heinrich IV. oder Sully, Ludwig XIII. oder Richelieu gesessen hatten, denn zwei von diesen Stühlen waren mit einem geschinigten Wappenschild geschmückt, woran überragt von einer Königskrone auf blauem Grunde die drei Lilien von Frankreich glänzten, und kamen sichtbar aus den Geräthekammern des Louvre oder wenigstens aus denen irgend eines königlichen Schlosses. Auf diesen düsteren, ernsten Stühlen lagen durcheinander reiche Stoffe mit lebhaften, von der Sonne Persiens zeugenden Farben oder aus den Fingern der Frauen von Calcutta und Chandernagor hervorgegangen. Was diese Stoffe hier thaten, ließ sich nicht wohl sagen; sie erwarteten, die Augen erquickend, eine dem Eigenthümer selbst noch unbekanntes Bestimmung und erleuchteten mittlerweile das Zimmer mit ihren seidenen und goldenen Reflexen.

An dem am meisten in das Auge fallenden Platze stand ein Piano von Noller und Blanchet aus Rosenholz geschnitten, ein Piano von der Taille unserer liliputischen Salons, das aber in seiner engen, senoren Höhle ein ganzes Orchester verbarg und unter der Last der Werke von Beethoven, Weber, Mozart, Haydn, Gretry und Porpora seufzte.

Dann überall, längs den Wänden, über den Thü-

ren, an der Decke, Schwerter, Dolche, Griks, Keulen, Alexte, ganz vergoldete, damascirte, incrustirte Rüstungen; Kräuterbücher, Haufen von Mineralien, mit Roßhaar ausgestopfte Vögel, welche ihre feuerfarbigen Flügel zu einem unbeweglichen Fluge erhoben und ihre Schnäbel öffnen, um sie nie wieder zu schließen.

Es versteht sich von selbst, daß dieses Zimmer das Lieblingszimmer von Albert war.

Am Tage des Rendezvous hatte jedoch der junge Mann sein Hauptquartier in dem kleinen Salon im Erdgeschoße aufgeschlagen. Auf einem, in einer gewissen Entfernung von einem breiten, weichen Divan umgebenen, Tische sah man alle bekannte Tabake der Welt, von dem gelben Tabak von Petersburg bis zu dem schwarzen des Sinai, Maryland, Porto Nicco und Latakia nicht zu vergessen, in den bei den Holländern so sehr beliebten Fayence-Töpfen. Daneben waren die Kisten von wohlriechendem Holze nach der Größe und der Eigenschaft die Puros, die Regalia, die Havanna's und die Manillas aufgereiht; in einem offenen Schranke fand sich endlich eine Sammlung von deutschen Pfeifen, von Schibuks mit Bernsteinmundspitzen und mit Korallen verziert, und von anderen glänzenden Rauchwerkzeugen, bereit, den Launen oder der Sympathie der Raucher zu fröhnen. Albert hatte selbst die Anordnung oder vielmehr die symmetrische Unordnung bestimmt, welche die Gäste eines modernen Frühstücks so gern nach dem Kaffee durch den Dampf betrachten, der ihrem Munde entströmt und in langen Schnecken zur Decke aufsteigt.

Um drei Viertel auf zehn Uhr trat ein Kammerdiener ein. Er bildete mit einem kleinen Groom von fünfzehn bis sechzehn Jahren, der nur Englisch sprach und auf den Namen John antwortete, die ganze Dienerschaft von Albert. Wohl verstanden, an gewöhnlichen Tagen war der Koch des Hotel zu seiner Verfügung gestellt, und bei großen Veranlassungen hatte er zu weiterer Bedienung den Jäger des Grafen.

Dieser Kammerdiener, welcher Germain hieß und das vollkommene Vertrauen seines jungen Herrn genoß, hielt in der Hand einen Stoß Zeitungen, die er auf den Tisch legte, und ein Päckchen Briefe, das er Albert übergab.

Albert schaute mit zerstreutem Auge die verschiedenen Sendschreiben an, wählte zwei mit zarter Schrift und wohlriechenden Umschlägen, entriegelte dieselben und las sie mit einer gewissen Aufmerksamkeit.

„Wie sind diese Briefe gekommen?“ fragte er.

„Der eine durch die Post, der andere wurde durch den Kammerdiener der Madame Danglars gebracht.“

„Lassen Sie Madame Danglars sagen, ich nehme den Platz an, den sie mir in ihrer Loge anbietet. . . . Warten Sie doch. . . . im Verlaufe des Tags gehen Sie zu Rosa und melden ihr, ich werde gemäß ihrer Einladung nach der Oper bei ihr zu Nacht speisen; bringen Sie ihr sechs Flaschen ausgesuchten Wein, Cyprier, Xeres, Malaga, und einen Korb Austern von Ostende. . . . nehmen Sie die Austern bei Borel und sagen Sie ihm, sie seien für mich bestimmt.“

„Um welche Zeit will der gnädige Herr bedient sein?“

„Wie viel Uhr ist es?“

„Drei Viertel auf zehn Uhr.“

„Serviren Sie um halb elf Uhr. Debray muß vielleicht in sein Ministerium gehen. . . . Und überdies. . . . (Albert zog seine Schreibtafel zu Rathe. . . . es ist die Stunde, die ich dem Grafen angegeben habe, am 21sten Mai um halb elf Uhr Morgens; wenn ich auf sein Versprechen auch nicht gerade große Stücke halte, so will ich doch pünktlich sein. Wissen Sie nicht, ob die Frau Gräfin aufgestanden ist?“

„Wenn es der Herr Vicomte wünscht, werde ich mich erkundigen?“

„Ja. . . . erbitten Sie sich von ihr einen von ihren Flaschenkellern, der meinige ist unvollständig; sagen Sie

ihr, ich werde um drei Uhr die Ehre haben, zu ihr zu kommen, und lasse sie um Erlaubniß ersuchen, ihr Jemand vorstellen zu dürfen."

Der Kammerdiener ging ab. Albert warf sich auf einen Divan, zerriß den Umschlag von einigen Zeitungen, sah nach den Schauspielern, machte eine Grimasse, als er wahrnahm, daß man eine Oper und kein Ballet gab, suchte vergebens unter den Parfumerie-Ankündigungen ein Opia für die Zähne, von dem man ihm gesagt hatte, warf eines nach dem andern die drei gelesenen Blätter von Paris von sich, und murmelte unter einem langen Sähen:

"Diese Zeitungen werden in der That immer erbärmlicher."

In diesem Augenblick hielt ein leichter Wagen vor der Thüre, und eine Minute nachher kam der Kammerdiener zurück, um Herrn Lucien Debray zu melden; ein großer, blonder, bleicher junger Mann, mit grauem, sicherem Auge, mit dünnen, kalten Lippen, mit eisilirten goldenen Knöpfen auf einem blauen Frack, mit weißer Cravate und einem an einer seidenen Schnur hängenden Porgnon, das er mit einer Muskelanstrengung von Zeit zu Zeit in der Höhle seines rechten Auges festzuhalten wußte, trat ohne zu lächeln, ohne zu sprechen und mit einer halboffenen Miene ein.

"Guten Morgen, Lucien, guten Morgen!" rief Albert. "Oh! mein Lieber, Sie erschrecken mich mit Ihrer Pünktlichkeit. Was sage ich? Pünktlichkeit! Sie, den ich zuletzt erwartete, Sie kommen um zehn Uhr weniger fünf Minuten, während das Rendezvous erst auf halb elf Uhr bestimmt ist! In der That, wunderbar! sollte das Ministerium gestürzt sein?"

"Nein, mein Theuerster!" entgegnete der junge Mann, sich in den Divan incrustirend; „beruhigen Sie sich, wir wanken fortwährend, aber wir fallen nie, und ich fange an zu glauben, daß wir ganz einfach zur Un-

entsetzbarkeit übergehen, abgesehen davon, daß uns die Angelegenheiten der Halbinsel völlig befestigen."

"Oh! ja, es ist wahr, Ihr vertreibt Don Carlos aus Spanien."

"Nein, Theuerster; verwechseln wir das nicht; wir führen ihn an die entgegengesetzte Seite der Grenze von Frankreich und bieten ihm eine königliche Gastfreundschaft in Bourges."

"In Bourges?"

"Ja, er hat sich nicht darüber zu beklagen, den Teufel! Bourges ist die Hauptstadt von König Karl VII. Wie, Sie wüßten das nicht? Es ist seit gestern in ganz Paris bekannt, und schon vorgestern ist die Sache bei der Börse lautbar geworden, denn Herr Danglars (ich weiß nicht, wie es zugeht, daß dieser Mann die Neuigkeiten so bald erfährt, als wir), denn Herr Danglars hat auf das Steigen der Papiere gespielt und eine Million gewonnen."

"Und Ihnen ist ein neues Band zugefallen, wie es scheint; ich sehe, daß Ihrer Brochette ein blauer Streifen zugefügt worden ist."

"Hm! sie haben mir den Stern von Karl III. geschickt," erwiderte Debrah nachlässig.

"Spielen Sie doch nicht den Gleichgültigen, gestehen Sie, daß Sie die Sache mit Vergnügen empfangen."

"Meiner Treue, ja, als Bervollständigung der Toilette; ein Stern steht gut auf einem schwarzen Frack; es sieht elegant aus."

"Ja wohl," versetzte Morcerf lächelnd, "man gewinnt das Ansehen des Prinzen von Wales oder des Herzogs von Reichstadt."

"Deshalb erscheine ich so frühzeitig, mein Lieber."

"Weil Sie den Stern von Karl III. erhalten haben und mir diese erfreuliche Kunde mittheilen wollten?"

"Nein, weil ich die Nacht mit Expeditionen zu brachte: sieben und zwanzig diplomatische Depechen. Als

Ich diesen Morgen bei Tagesanbruch nach Hause kam, wollte ich schlafen; aber das Kopfsweh plagte mich, und ich stand auf, um eine Stunde zu reiten. In Boulogne erfaßten mich die Langeweile und der Hunger, zwei Feinde, welche selten mit einander gehen und sich dennoch gegen mich verbanden . . . eine Art von carlo-republicanischer Allianz . . .; da erinnerte ich mich, daß man diesen Morgen bei Ihnen schmause, und da bin ich nun: ich habe Hunger, füttern Sie mich, ich habe Langeweile, unterhalten Sie mich."

"Das ist meine Schuldigkeit als Amphitryon, lieber Freund," sprach Albert, seinem Kammerdiener läutend, während Lucien mit dem Ende seines Stöckchens, woran ein mit Türkissen besetzter goldener Knopf bemerkbar war, die Journale durcheinander warf. „Germain, ein Glas Kees und Zwieback. Mittlerweile sind hier Cigarren, wohlverstanden, eingeschmuggelt; ich fordere Sie auf, dieselben zu kosten und Ihren Minister einzuladen, ähnliche zu kaufen, statt der Nußblätter, welche er die guten Bürger zu rauchen zwingt."

"Bei Gott! ich werde mich wohl hüten. Sobald Sie Ihnen von der Regierung zukämen, wollten Sie solche Cigarren nicht mehr und Sie würden dieselben sogar abscheulich finden. Ueberdies geht das nicht das Innere, sondern die Finanzen an: wenden Sie sich an Herrn Humann, Section der indirecten Steuern, Gang A, No. 26.

"In der That, Sie setzen mich in Erstaunen durch Ihre umfassenden Kenntnisse. Doch nehmen Sie eine Cigarre."

"Ah! lieber Vicomte," sprach Lucien, an einer rosenfarbigen Kerze, welche auf einem Handleuchter von Vermeil brannte, eine Manilla anzündend, und sodann sich wieder in den Divan zurückwerfend; „ah! mein lieber Vicomte, wie glücklich sind Sie, daß Sie nichts zu thun haben. Sie kennen die Größe Ihres Glückes gar nicht."

"Und was würden Sie thun, mein lieber Pacific-

cator aller Königreiche," sagte Morcerf mit einer leichten Ironie, „was würden Sie thun, wenn Sie nichts thäten? Wie! Sie, der Privatsecretaire eines Ministers, in die große europäische Kabale und in die kleinen Intriguen von Paris geschleudert, befugt und veranlaßt, Könige, und was noch besser ist, Königinnen zu beschützen, Parteien zu vereinigen, Wahlen zu leiten . . . Sie, der Sie mit Ihrem Cabinet, Ihrer Feder und Ihren Telegraphen mehr thun, als Napoleon von seinen Schlachtfeldern aus mit seinem Schwerte und seinen Siegen that, Sie, der Besitzer von fünf und zwanzigtausend Franken Renten, abgesehen von Ihrem Plaze, der Eigenthümer eines Pferdes, wofür Ihnen Chateau-Renaud vierhundert Louisd'or geboten hat, ohne daß Sie es geben wollten, Sie, der Gebieter eines Schneiders, der Ihnen nie eine Hose verdirbt, Sie, der Sie die Oper, den Jockey-Club und die Variétés haben, finden in allem Dem nicht hinreichend Stoff, um sich zu zerstreuen? Wohl, es sei! ich werde Sie zerstreuen.“

„Wie dies?“

„Indem ich Sie eine neue Bekanntschaft machen lasse.“

„Unter den Männern oder unter den Frauen?“

„Unter den Männern.“

„Oh! ich kenne bereits zu viele.“

„Aber Sie kennen keinen, wie der ist, von welchem ich spreche.“

„Woher kommt er denn? vom Ende der Welt?“

„Vielleicht von weiter her.“

„Ah! Teufel, ich hoffe, er bringt nicht unser Frühstück?“

„Nein, seien Sie unbesorgt, unser Frühstück wird in der mütterlichen Küche bereitet. Doch, Sie haben also Hunger?“

„Ja, ich bekenne es, so demüthigend auch dieses Geständniß ist. Doch ich habe gestern bei Herrn von Villefort gespeist, und Sie konnten bemerken, lieber

Freund, daß man bei allen diesen Leuten vom Gericht sehr schlecht ist: es kommt mir vor, als hätten sie Gewissensbisse."

"Ah! bei Gott, verachtet nur die Mittagsmahl Anderer, ohne zu bedenken, wie man bei Cuern Ministern speist."

"Ja, aber wir laden wenigstens nicht Leute von feiner Bildung ein, und wenn wir nicht genöthigt wären, die Honneurs unserer Tafel einigen Lämmeln zu machen, welche denken, und besonders gut stimmen, so würden wir uns wie vor der Pest scheuen, zu Hause zu speisen, das dürfen Sie mir wohl glauben!"

"Nun, mein Lieber, so nehmen Sie noch ein zweites Glas Xeres und einen Zwieback."

"Mit Vergnügen, Ihr spanischer Wein ist vortreflich, und Sie sehen, daß wir ganz Recht gehabt haben, dieses Land zu pacificiren."

"Ja, aber Don Carlos?"

"Don Carlos trinkt Bordeauxwein, und in zehn Jahren verheirathen wir seinen Sohn mit der kleinen Königin."

"Was Ihnen das goldene Bließ eintragen wird, wenn Sie noch im Ministerium sind."

"Albert! ich glaube, Sie haben diesen Morgen das System, mit Dunst zu bewirthen, angenommen."

"Ah! Sie müssen zugeben, das unterhält den Magen am Besten; doch ich höre im Vorzimmer die Stimme von Beauchamp, Sie streiten sich, und das läßt Sie Geduld fassen?"

"Vorüber?"

"Ueber die Zeitungen."

"Oh! lieber Freund," entgegnete Lucien, mit erhabener Verachtung, "lese ich Zeitungen?"

"Ein Grund mehr, dann werden Sie sich noch viel heftiger streiten."

"Herr Beauchamp!" meldete der Kammerdiener.

"Herein, herein! furchtbare Feder!" rief Albert

auffstehend und dem jungen Manne entgegengehend, „hier ist Debray, der Sie haßt, ohne Sie zu lesen... so sagt er wenigstens.“

„Er hat Recht,“ erwiderte Beauchamp, „es geht ihm wie mir, ich kritisiere ihn, ohne zu wissen, was er thut. Guten Morgen, Commandeur.“

„Ah! Sie wissen es schon,“ versetzte der Privatsecretaire, mit dem Journalisten einen Händedruck austauschend.

„Bei Gott!“ rief Beauchamp.

„Und was spricht man darüber in der Welt?“

„In welcher Welt? Wir haben viele Welten im Jahre der Gnade 1838!“

„In der kritisch-politischen Welt, deren Löwe Sie sind.“

„Man sagt, es sei ganz gerecht, und Sie säen Roth genug aus, damit etwas Blau wachse.“

„Nicht übel,“ rief Lucien, „warum gehören Sie nicht zu den Unseren, mein lieber Beauchamp, mit Ihrem Geiste würden Sie in drei bis vier Jahren Glück machen.“

„Um Ihren Rath zu befolgen, erwarte ich auch nur Eines: ein auf sechs Monate gesichertes Ministerium. Nun, ein einziges Wort, mein lieber Albert, denn es ist billig, daß ich Lucien zu Athem kommen lasse: Frühstück wir oder speisen wir zu Mittag? Ich habe die Kammer. Es ist, wie Sie sehen, nicht Alles rosa bei unserem Gewerbe.“

„Man wird nur frühstücken; wir erwarten noch zwei Personen und setzen uns zu Tische, sobald sie gekommen sind.“

„Und was für Personen sind es, die Sie beim Frühstück erwarten?“

„Einen Edelmann und einen Diplomaten.“

„Dann dauert es zwei kleine Stunden bei dem Edelmann und zwei große bei dem Diplomaten. Ich werde zum Dessert zurückkehren. Bewahren Sie mir

Erdbeeren, Kaffee und Cigarren. Ich esse eine Cotelette in der Kammer."

"Thun Sie das nicht, Beauchamp, denn wäre der Edelmann ein Montmorency und der Diplomat ein Metternich, wir frühstücken auf den Punkt eilf Uhr; mittlerweile machen Sie es wie Debray, kosten Sie meinen Kees und meine Zwiebacke."

"Gut, ich bleibe; ich muß mich diesen Morgen nothwendig zerstreuen."

"Sie sind gerade wie Debray! doch mir scheint, wenn das Ministerium traurig ist, muß die Opposition heiter sein."

"Ah! sehen Sie, mein lieber Freund, Sie wissen nicht, was mich bedroht. Ich werde diesen Morgen in der Deputirten-Kammer eine Rede von Herrn Danglars und diesen Abend bei seiner Frau eine Tragödie von einem Bair von Frankreich hören. Der Teufel hole die constitutionelle Regierung! und da wir, wie man sagt, die Wahl hatten, warum haben wir diese genommen?"

"Ich begreife, Sie bedürfen eines Vorraths an Heiterkeit."

"Sprechen Sie nicht schlimm von den Reden von Herrn Danglars," rief Debray; „er stimmt für Sie, er macht Opposition."

"Das ist gerade das Mißliche; ich hoffe auch, daß Sie ihn in den Luxembourg schicken werden, damit ich nach Belieben über seine Reden lachen kann."

"Mein Lieber," sagte Albert zu Beauchamp, „man sieht wohl, daß die Angelegenheiten Spaniens geordnet sind, denn Sie offenbaren diesen Morgen eine empörende Bitterkeit. Gernern Sie sich doch, daß die Pariser Chronik von einer Heirath zwischen mir und Fräulein Eugenie Danglars spricht. Ich kann Sie also mit gutem Gewissen nicht schlecht von der Beredsamkeit eines Mannes sprechen lassen, der mir eines Tages sagen soll: „„Herr Vicomte, Sie wissen, daß ich meiner Tochter zwei Millionen gebe.““"

„Stille doch!“ sprach Beauchamp, „diese Heirath wird nie stattfinden. Der König konnte ihn zum Grafen machen, er kann ihn zum Pair ernennen, aber er wird ihn nie zum Edelmann machen, und der Graf von Morcerf ist ein viel zu aristokratischer Degen, um gegen zwei armfelige Millionen in eine Mesalliance einzuwilligen. Der Vicomte von Morcerf darf nur eine Marquise heirathen.“

„Zwei Millionen! das ist doch nicht zu verachten,“ bemerkte Albert.

„Es ist das Gesellschaftscapital eines Boulevard-Theaters oder einer Eisenbahn vom Jardin des Plantes nach der Rapée.“

„Lassen Sie ihn sprechen, Morcerf,“ versetzte Debray nachlässig, „und heirathen Sie. Sie heirathen die Etiquette eines Sacks, nicht wahr? Wohl, was ist Ihnen daran gelegen? Es ist besser, ein Wappenschild weniger bei dieser Etiquette und eine Kulle mehr; Sie haben sieben gestümmelte Umseln in Ihrem Wappen, Sie geben Ihrer Frau drei und es bleiben Ihnen immer noch vier; das ist einer mehr, als Herr von Guise gehabt hat, der beinahe König von Frankreich geworden wäre, und dessen Vetter Kaiser von Deutschland war.“

„Meiner Treue, ich glaube, Sie haben Recht,“ erwiederte Albert zerstreut.

„Sicherlich, jeder Millionär ist edel wie ein Bastard, das heißt, er kann es sein.“

„Stille! sagen Sie das nicht, Debray,“ entgegnete Beauchamp lachend, „denn da ist Chateau-Renaud, der Ihnen, um Sie von Ihrer Paradoxenwuth zu heilen, den Degen von Renaud von Montauban, seinem Ahnherrn, durch den Leib stoßen wird.“

„Er würde dadurch seines Adels verlustig werden,“ antwortete Lucien, „denn ich bin gemein und zwar sehr gemein.“

„Gut,“ rief Beauchamp, „das Ministerium singt

Veranger, mein Gott! wohin kommt es noch mit uns?"

"Herr von Chateau-Renaud! Herr Maximilian Morrel," sagte der Kammerdiener, zwei neue Gäste meldend.

"Bollzählig also!" rief Beauchamp, "denn wenn ich mich nicht täusche, erwarteten Sie nur noch zwei Personen, Albert?"

"Morrel!" murmelte Albert erstaunt; "Morrel, was ist das?"

Doch ehe er vollendet hatte, nahm Herr von Chateau-Renaud, ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, ein Edelmann vom Scheitel bis zur Zehe, das heißt mit dem Kopfe eines Guiche und dem Geiste eines Mortemart, Albert bei der Hand und sagte zu ihm:

"Erlauben Sie mir, mein Lieber, Ihnen den Spahis-Kapitän, Herrn Maximilian Morrel, meinen Freund und meinen Retter vorzustellen, obgleich ein solcher Mann wohl keiner Vorstellung bedarf. Begrüßen Sie meinen Helden, Vicomte."

Und er ging auf die Seite, um den großen, edeln, jungen Mann mit der breiten Stirne, mit dem durchdringenden Auge, mit dem schwarzen Schnurrbart zu enthüllen, den unsere Leser in Marseille unter so dramatischen Umständen gesehen zu haben sich vielleicht erinnern werden, daß er wohl noch nicht bei ihnen in Vergessenheit gerathen ist. Eine reiche halb französische, halb orientalische, bewunderungsvoll getragene Uniform machte seine breite, mit dem Kreuze der Ehrenlegion geschmückte Brust geltend und hob die kühnen Wellenlinien seines Busches hervor.

"Der junge Mann verbeugte sich mit anmuthreicher Höflichkeit. Morrel war reizend in jeder von seinen Bewegungen, weil er stark war.

"Mein Herr," sagte Albert mit zuvorkommender Freundlichkeit, "Herr von Chateau-Renaud wußte zum Voraus, welches Vergnügen er mir durch Ihre Be-

kanntschaft bereiten würde; Sie gehören zu seinen Freunden, lassen Sie sich auch zu den unsern zählen."

"Sehr gut," rief Chateau-Renaud, "wünschen Sie, daß er eintretenden Falles für Sie thun möge, mein lieber Vicomte, was er für mich gethan hat."

"Und was hat er denn gethan?" fragte Albert.

"Oh! es ist nicht der Mühe werth, davon zu reden," sagte Morrel; "dieser Herr übertreibt."

"Wie!" entgegnete Chateau-Renaud, "es ist nicht der Mühe werth, davon zu reden! Das Leben ist nicht werth, daß man davon spricht...! In der That, was Sie da sagen, ist zu philosophisch, mein lieber Herr Morrel. Gut für Sie, der Sie Ihr Leben jeden Tag bloßstellen, aber nicht für mich, der ich es zufällig einmal ausseze..."

"Am Klarsten bei allem dem ist mir, daß Ihnen der Herr Kapitän Morrel das Leben gerettet hat."

"Oh! mein Gott, ja, so ist es," erwiderte Chateau-Renaud.

"Bei welcher Gelegenheit?" fragte Beauchamp.

"Beauchamp, mein Freund, Sie wissen, daß ich vor Hunger sterbe," sagte Debray, "lassen Sie sich nicht in Geschichten ein."

"Ich verhindere es nicht, daß man sich zu Tische begibt," entgegnete Beauchamp. "Chateau-Renaud wird uns die Sache während des Frühstücks erzählen."

"Meine Herren," sprach Albert, "bemerken Sie wohl, es ist erst ein Viertel auf eilf Uhr, und wir erwarten noch einen letzten Gast."

"Ah! das ist wahr, einen Diplomaten," rief Debray.

"Einen Diplomaten oder etwas Anderes, ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß ich ihn für meine Rechnung mit einer Botschaft beauftragt habe, die er so zu meiner Zufriedenheit ausführte, daß ich ihn, wäre ich König gewesen, zum Ritter aller meiner Orden ernannt haben würde, selbst wenn ich über das goldene Vließ und den Hosenbandorden zu verfügen gehabt hätte."

„Da man sich noch nicht zu Tische setzt,“ sprach Debray, „so machen Sie es wie wir, gießen Sie sich ein Glas Xeres ein und erzählen Sie uns sodann Ihre Geschichte.“

„Sie wissen Alle, daß mir der Gedanke kam, nach Afrika zu gehen.“

„Das ist ein Weg, den Ihre Ahnen Ihnen vorgezeichnet haben, mein lieber Chateau-Renaud,“ bemerkte artiger Weise Morcerf.

„Ja, doch ich bezweifle, ob es, wie bei ihnen, geschah, um das Grab Christi frei zu machen.“

„Sie haben Recht, Beauchamp,“ versetzte der junge Aristokrat, „es geschah ganz einfach, um als Liebhaber Pistolen zu schießen. Das Duell widersprecht mir, wie Sie wissen, seitdem zwei Zeugen, die ich gewählt, um eine Sache beizulegen, mich zwangen, einem meiner besten Freunde den Arm zu zerschmettern... oh! bei Gott, dem armen Franz d'Epinah, den Ihr Alle kennt.“

„Ah! ja, es ist wahr, Ihr habt Euch geschlagen,“ sagte Debray. „Aus welcher Veranlassung?“

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich mich dessen erinnere!“ erwiderte Chateau-Renaud; „ich weiß nur noch, daß ich mich schämte, ein Talent wie das meinige ruhen zu lassen, und an den Arabern die Pistolen versuchen wollte, die ich zum Geschenke bekommen hatte. Dem zu Folge schiffte ich mich nach Dran ein, von Dran begab ich mich nach Constantine, wo ich gerade zu rechter Zeit ankam, um die Belagerung aufheben zu sehen. Ich zog mich zurück wie die Andern. Acht und vierzig Stunden lang ertrug ich ganz gut den Regen bei Tage, den Schnee bei der Nacht, am dritten Morgen endlich starb mein Pferd vor Kälte. Armes Thier! an die Decken und an den Ofen des Stalles gewöhnt... ein arabisches Roß, das sich nur ein wenig unheimlich fühlte, als es in Arabien zehn Grade Kälte fand.“

„Deshalb wollen Sie mir mein englisches Pferd

ablaufen," sagte Debray; Sie denken, es werde die Kälte besser ertragen, als Ihr arabisches."

"Sie täuschen sich, denn ich habe ein Gelübde gethan, nie mehr nach Afrika zurückzukehren."

"Sie hatten also gewaltig bange?" fragte Beauchamp.

"Meiner Treue, ja, ich gestehe es," antwortete Chateau-Renaud, "und es war Grund dazu vorhanden. Mein Pferd war also todt, ich machte meinen Rückzug zu Fuß, sechs Araber sprengten im Galopp herbei, um mir den Kopf abzuhaueu, ich schoß zwei mit der Flinte, zwei mit meinen Pistolen nieder; aber es blieben noch zwei übrig, und ich war entwaffnet. Der Eine nahm mich bei den Haaren, weshalb ich sie jetzt kurz trage, denn man kann nicht wissen, was geschieht, der Andere zielte mit seinem Datagan nach meinem Halse, und ich fühlte bereits die scharfe Kälte des Eisens, als dieser Herr, den Sie hier sehen, ebenfalls auf sie chargirte, denjenigen, welcher mich bei den Haaren hielt, mit einem Pistolen-schuß niederstreckte und dem Andern, der mir mit einem Säbelhieb den Hals abzuschlagen im Begriffe war, den Schädel spaltete. Der Herr hatte sich die Aufgabe gestellt, an diesem Tage einen Menschen zu retten, der Zufall wollte, daß ich dies war; wenn ich einmal reich bin, lasse ich durch Klagmann oder Marochetti eine Statue des Zufalls machen."

"Ja," sagte Morrel lächelnd, es war am 5. September, am Jahrestage einer wunderbaren Rettung meines Vaters, ich feiere auch, so viel in meinen Kräften liegt, diesen Tag jedes Jahr durch irgend eine Handlung."

"Durch eine heldenmüthige, nicht wahr?" unterbrach ihn Chateau-Renaud; kurz ich war der Auserwählte, doch das ist noch nicht Alles. Nachdem er mich vom Eisen errettet, rettete er mich von der Kälte, indem er mir nicht die Hälfte seines Mantels, wie dies der heilige Martin that, sondern indem er mir seinen ganzen Mantel gab; dann schützte er mich vor dem Hunger dadurch, daß er mit mir, errathet was, theilte?"

„Eine Pastete von Felix?“ fragte Beauchamp.

„Nein, sein Pferd, von dem wir jeder ein Stück mit großem Appetit verzehrten: das war hart.“

„Das Pferd?“ rief lachend Morcerf.

„Nein, das Opfer,“ antwortete Chateau-Renaud, „fragen Sie Debray, ob er seinen Engländer für einen Fremden opfern würde?“

„Für einen Fremden, nein,“ entgegnete Debray, „für einen Freund vielleicht.“

„Ich ahnete, Sie würden der meinige werden, Herr Graf,“ sprach Morrel; „übrigens habe ich bereits die Ehre gehabt, Ihnen zu bemerken, Heldenmuth oder nicht, Opfer oder nicht, an diesem Tage war ich dem schlimmen Geschick eine Gabe als Wiedervergeltung für die Gunst schuldig, die uns einst das gute hatte angeidehen lassen.“

„Die Geschichte, auf welche Herr Morrel anspielt,“ fuhr Chateau-Renaud fort, „ist eine ganz bewunderungswürdige Geschichte, die er Ihnen eines Tags erzählen wird, wenn Sie nähere Bekanntschaft mit ihm gemacht haben; für heute wollen wir den Wagen und nicht das Gedächtniß ausschmücken. Um wie viel Uhr frühstücken Sie, Albert.“

„Um halb elf Uhr.“

„Auf den Punkt?“ fragte Debray, seine Uhr ziehend.

„Ah! Sie werden mir doch die fünf Minuten der Nachsicht gewähren,“ erwiderte Morcerf, „denn ich erwarte ebenfalls einen Retter.“

„Von wem?“

„Von mir, bei Gott!“ antwortete Morcerf. „Glauben Sie, man könne mich nicht auch retten, wie einen Andern, und nur die Araber schlagen Köpfe ab! Unser Frühstück ist ein philanthropisches Frühstück, und wir werden, wenigstens hoffe ich es, zwei Wohlthäter der Menschheit bei Tische haben.“

„Wie machen wir das?“ versetzte Debray, „wir haben nur einen Monthyon-Preis.“

„Nun, man gibt ihn Einem, der nichts gethan hat, um ihn zu erhalten,“ sprach Beauchamp; „auf diese Art entzieht sich die Academie gewöhnlich der Verlegenheit.“

„Und woher kommt er?“ fragte Debray; „entschuldigen Sie, daß ich hierauf beharre, ich weiß wohl, Sie haben diese Frage bereits beantwortet, aber so unbestimmt, daß ich sie wiederholen muß.“

„In der That, ich weiß es nicht,“ erwiderte Albert. „Als ich ihn vor zwei Monaten einlud, war er in Rom; doch wer kann sagen, welchen Weg er seitdem gemacht hat?“

„Halten Sie ihn der Pünktlichkeit fähig?“ fragte Debray.

„Ich halte ihn aller Eigenschaften fähig.“

„Geben Sie wohl Acht, mit den fünf Nachsichtsminuten haben wir nur noch zehn.“

„Ich werde sie benützen, um Ihnen ein Wort von meinem Gaste zu sagen.“

„Entschuldigen Sie,“ sprach Beauchamp, „ist in dem, was Sie uns erzählen werden, Stoff für ein Feuilleton enthalten?“

„Oh! gewiß, und zwar für ein sehr interessantes.“

„So sprechen Sie, denn ich sehe wohl, daß ich die Kammer versäumen werde, und muß mich daher entschuldigen.“

„Ich war während des letzten Carnevals in Rom.“

„Wir wissen das,“ rief Beauchamp.

„Ja, aber Sie wissen nicht, daß ich von Räubern entführt wurde.“

„Es gibt keine Räuber,“ sagte Debray.

„Allerdings gibt es und zwar abscheuliche, das heißt lebenswürdige, denn ich habe sie zum Furchtbekommen schön gefunden.“

„Mein lieber Albert,“ entgegnete Debray, „gestehen Sie, daß Ihr Koch mit seiner Arbeit im Rückstand ist, daß die Küstern von Marennes oder Ostende noch

nicht angekommen sind, und daß Sie nach dem Beispiel der Frau von Maintenon die Speisen durch eine Erzählung ersetzen wollen. Reden Sie, mein Lieber, wir sind hinreichend gute Gesellschaft, um Ihnen zu verzeihen und Ihre Geschichte anzuhören, so fabelhaft sie auch zu sein verspricht."

"Und ich sage Ihnen, so fabelhaft sie auch ist, so gebe ich sie Ihnen doch als wahr von einem Ende zum andern. Die Räuber hatten mich also entführt und an einen sehr traurigen Ort gebracht, den man die Katakomben von San Sebastiano nennt."

"Ich kenne das, und hätte beinahe dort das Fieber erwischt," sagte Chateau-Renaud.

"Und ich that etwas Besseres, als dieses, ich hatte es wirklich," sprach Morcerf. "Man kündigte mir an, ich wäre Gefangener gegen Lösegeld, ... eine Erbärmlichkeit, viertausend römische Thaler, sechs und zwanzigtausend Livres. Zum Unglück besaß ich nicht mehr als fünfzehnhundert; ich war am Ende meiner Reise und mein Credit erschöpft. Ich schrieb an Franz. Oh! bei Gott, hören Sie wohl, Franz war dabei, und Sie können ihn fragen, ob ich auch nur ein Komma lüge; ich schrieb also an Franz, daß ich, wenn er nicht um sechs Uhr Morgens mit den viertausend Thalern käme, um sechs Uhr zehn Minuten mit den Heiligen und glorreichen Märtyrern, in deren Gesellschaft ich mich zu befinden die Ehre hätte, vereinigt sein würde, und Luigi Bampa, dies ist der Name meines Räuberhauptmanns, hätte mir gewissenhaft Wort gehalten, das dürfen Sie glauben."

"Doch Franz kam mit den viertausend Thalern?" sagte Chateau-Renaud. "Den Teufel! man ist nicht in Verlegenheit über viertausend Thaler, wenn man Franz d'Espinau oder Albert von Morcerf heißt!"

"Nein, er kam ganz einfach in Begleitung des Gastes, den ich Ihnen ankündige und vorzustellen hoffe."

„Oh! dieser Herr ist also ein Hercules, der den Cacus tödtet? ein Perseus, der die Andromeda befreit?“

„Nein, es ist ein Mann ungefähr von meiner Figur.“

„Bis unter die Zähne bewaffnet?“

„Er hatte nicht einmal eine Stricknadel bei sich.“

„Doch er unterhandelte wegen Ihres Lösegelds?“

„Er sagte dem Anführer zwei Worte in das Ohr, und ich war frei.“

„Man entschuldigte sich sogar bei Ihnen, daß man Sie festgenommen hatte,“ sagte Beauchamp.

„Allerdings,“ sprach Morcerf.

„Dieser Mann war also Ariost?“

„Nein, er war der Graf von Monte Christo.“

„Es gibt keinen Grafen von Monte Christo,“ sag'e Debray.

„Ich glaube nicht,“ fügte Chateau-Renaud mit der Kaltblütigkeit eines Mannes bei, der sein europäisches Adelsbuch an den Fingern auswendig weiß; „wer kennt irgendwo einen Grafen von Monte Christo?“

„Er kommt vielleicht vom heiligen Land; einer seiner Ahnen hat die Schädelstätte besessen, wie die Mortemart das todte Meer.“

„Verzeihen Sie, meine Herren,“ sprach Maximilian, „ich glaube, ich kann Sie der Verlegenheit entziehen. Monte Christo ist eine kleine Insel, von der ich die Matrosen im Dienste meines Vaters oft sprechen hörte . . . ein Sandkorn im mittelländischen Meere, ein Atom in der Unendlichkeit.“

„Ganz richtig, mein Herr,“ versetzte Albert. „Nun, dieses Sandkorns, dieses Atoms Gebieter und König ist derjenige, von welchem ich spreche; er wird das Grafen-diplom irgendwo in Toscana gekauft haben.“

„Ihr Graf ist also reich?“

„Meiner Treue! ich glaube wohl.“

„Das wird man sehen, wie mir scheint.“

„Sie täuschen sich, Debray.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Haben Sie Tausend und eine Nacht gelesen?“

„Bei Gott, eine schöne Frage!“

„Wissen Sie denn, ob die Leute, die man dort sieht, reich oder arm sind? ob ihre Getreidekörner nicht Diamanten oder Rubinen sind? Sie sehen aus wie armfelige Fischer, nicht wahr? Sie behandeln sie als solche, und plötzlich öffnen sie Ihnen eine geheimnißvolle Höhle, worin Sie einen Schatz finden, für den man Indien kaufen könnte.“

„Nun?“

„Nun, mein Graf von Monte Christo ist einer von diesen Fischern. Er hat sogar einen Namen von der Sache angenommen, denn er nennt sich Simbad der Seefahrer, und besitzt eine Höhle voll Gold.“

Und Sie haben diese Höhle gesehen, Morcerf?“ fragte Beauchamp.

„Ich nicht, Franz. Doch stille! man darf kein Wort hievon in seiner Gegenwart sprechen. Franz stieg mit verbundenen Augen in dieselbe hinab und wurde von Stummen und von Frauen bedient, gegen welche Cleopatra, wie es scheint, nur eine Lorette ist. Nur glaubt er sich nicht ganz sicher in Beziehung auf die Frauen, weil sie erst eingetreten sind, nachdem er Haisfisch gegessen hatte, so daß möglicher Weise das, was er für Frauen hielt, eine Quadrille von Statuen sein konnte.“

Die jungen Leute schauten Morcerf mit einem Auge an, welches sagen wollte:

„Ah! mein Lieber, sind Sie wahnsinnig oder wollen Sie unserer spotten?“

„In der That,“ sprach Morrel nachdenkend, „ich habe einen alten Matrosen Namens Penelon etwas erzählen hören, was mit der Behauptung von Herrn von Morcerf Aehnlichkeit hat.“

„Ah!“ rief Albert, „es ist ein Glück, daß mir Herr Morrel zu Hülfe kommt. Nicht wahr, es ärgert

Sie, daß er auf diese Art ein Knäuel Faden in mein Labyrinth wirft?"

„Verzeihen Sie, lieber Freund," entgegnete Debray, „Sie erzählen uns so unwahrscheinliche Dinge."

„Ah! bei Gott, weil Ihre Botschafter, Ihre Consuln nichts davon sagen! sie haben keine Zeit dazu, denn sie müssen ihre reisenden Landeleute placen."

„Gut, nun ärgern Sie sich und fallen über unsere armen Agenten her. Ei! mein Gott, womit sollen diese Herren Sie beschützen? Die Kammer schmälert täglich ihre Gehalte, so daß man am Ende gar keine mehr findet. Wollen Sie Botschafter werden, Albert? ich lasse Sie für Konstantinopel ernennen."

„Nein! damit mir der Sultan bei der ersten Demonstration, die ich zu Gunsten von Mehemed Ali mache, die Schnur schickt und meine Secretaires mich erdroffeln?"

„Sie sehen!" rief Debray.

„Ja, aber alles dies hindert meinen Grafen von Monte Christo nicht, zu existiren."

„Bei Gott! die ganze Welt existirt, ein schönes Wunder also!"

„Allerdings existirt die ganze Welt, aber nicht unter ähnlichen Bedingungen. Nicht die ganze Welt hat schwarze Sklaven, fürstliche Gallerien, Waffen wie in der Kasaba, Pferde für sechstausend Franken das Stück, griechische Geliebten."

„Haben Sie die griechische Geliebte gesehen?"

„Ja, ich habe sie gesehen und gehört, gesehen im Teatro della Valle, gehört eines Tages, als ich bei dem Grafen frühstückte."

„Ihr außerordentlicher Mann ist also?"

„Meiner Treue, wenn er es thut, ist es so wenig, daß es sich nicht der Mühe lohnt, nur davon zu sprechen."

„Sie werden sehen, es ist ein Vampyr."

„Lachen Sie, wenn Sie wollen. Es war dies auch

die Ansicht der Gräfin G***, welche, wie Sie wissen, Lord Ruthven gekannt hat."

"Oh! hübsch," rief Beauchamp, „das ist für einen Nichtjournalisten das Seitenstück zu der berühmten Seeschlange des Constitutionnel; ein Vampyr, ganz vortrefflich!"

„Falbes Auge, dessen Stern sich nach Belieben vermindert oder erweitert," sagte Debray; „stark hervortretende Gesichtswinkel, herrliche Stirne, Leichenblässe, schwarzer Bart, weiße, spitzige Zähne, Höflichkeit ebenso."

„Gerade so ist es, Lucien," rief Morcerf, „das Signalement paßt Zug für Zug. Ja, spitzige, einschneidende Höflichkeit. Dieser Mensch hat mich oft schauern gemacht, und eines Tages unter Anderem, als wir gemeinschaftlich einer Hinrichtung beiwohnten, glaubte ich, es müßte mir noch viel schlimmer dadurch werden, daß ich ihn ganz kalt über alle Hinrichtungen der Erde sprechen sah und hörte, als dadurch, daß ich dem Henker, welcher that, was seines Amtes war, zuschaute und das Geschrei des armen Sünders hörte."

„Hat er Sie nicht ein wenig in die Ruinen des Colosseum geführt, um Ihnen das Blut auszusaugen, Morcerf?" fragte Beauchamp.

„Oder mußten Sie ihm nicht, nachdem er Sie befreit, ein feuerfarbiges Pergament unterzeichnen, durch welches Sie ihm Ihre Seele abtraten, wie Esau sein Erstgeburtsrecht?"

„Spotten Sie, so lange Sie wollen, meine Herren," versetzte Morcerf etwas gereizt. „Wenn ich Sie anschau, Sie, die schönen Pariser, die Stammgäste des Boulevard de Gand und des Bois de Boulogne, und mich dieses Mannes erinnere, so kommt es mir vor, als wären wir nicht von demselben Geschlechte."

„Ich schmeichle mir dessen," rief Beauchamp.

„Jeden Falls," sprach Chateau-Renaud, „jeden Falls ist Ihr Graf von Monte Christo in seinen ver-

lorenen Augenblicken ein artiger Mann, abgesehen von seinem kleinen Verkehr mit den italienischen Banditen."

"Es gibt keine italienischen Banditen!" sprach Debray.

"Keine Vampyre!" fügte Beauchamp bei.

"Keinen Grafen von Monte Christo," sagte Debray.

"Hören Sie, Albert, es schlägt halb eilf Uhr."

"Gestehen Sie, daß Sie der Alp gedrückt hat, und lassen Sie uns frühstücken."

Doch die Pendeluhr hatte noch nicht zu vibriren aufgehört, als die Thüre sich öffnete; Germain trat ein und meldete:

"Der Graf von Monte Christo."

Alle Zuhörer machten gleichsam einen Sprung, welcher die Unruhe bezeichnete, die durch die Erzählung von Morcerf in ihrem Innern hervorgebracht worden war. Albert selbst konnte sich seiner ungestümen Bewegung nicht erwehren. Man hatte weder einen Wagen auf der Straße noch Tritte im Vorzimmer gehört; selbst die Thüre hatte sich geräuschlos geöffnet.

Der Graf erschien auf der Schwelle mit der größten Einfachheit gekleidet, aber auch der anspruchsvollste Löwe hätte an seiner Toilette nichts zu tadeln gefunden. Alles war vom feinsten Geschmack, Alles, Kleider, Hut und Wäsche, kam aus den Händen der elegantesten Arbeiter.

Er schien kaum fünf und dreißig Jahre alt zu sein, und allen Anwesenden fiel beim ersten Blick die große Ähnlichkeit mit dem von Debray entworfenen Porträt auf.

Der Graf trat lächelnd mitten in den Saal und ging auf Albert zu, der ihm mit zuvorkommendem Eifer die Hand reichte.

"Die Pünktlichkeit," sprach Monte Christo, "ist die Höflichkeit der Könige, wie einer von Ihren Fürsten behauptet hat; doch sie ist nicht immer die der Reisenden, wie auch ihr guter Wille sein mag. Ich hoffe in-

dessen, mein lieber Vicomte, Sie werden zu Gunsten meines guten Willens die paar Sekunden entschuldigen, die ich bei dem Rendezvous zu spät erscheine. Fünfhundert Meilen macht man nicht, ohne auf Hindernisse zu stoßen, besonders in Frankreich, wo es, wie mir scheint, verboten ist, die Postillons durchzuklopfen."

"Mein Herr Graf," erwiderte Albert, "ich war eben damit beschäftigt, Ihren Besuch einigen von meinen Freunden anzukündigen, die ich aus Veranlassung Ihrer Zusage eingeladen und nun Ihnen vorzustellen die Ehre habe. Es sind dies der Herr Graf von Chateaurenand, dessen Adel zu den zwölf Pairs hinaufsteigt, und dessen Ahnen an der Tafelrunde gefessen haben; Herr Lucien Debray, Privatsecretaire des Ministers des Innern, Herr Beauchamp, ein furchtbarer Journalist, der Schrecken der französischen Regierung, von dem Sie jedoch vielleicht, trotz seiner nationalen Berühmtheit, in Italien nie haben sprechen hören, in Betracht, daß seine Zeitung nicht dort eingelassen wird; ferner Herr Maximilian Morrel, Kapitän bei den Spahis."

Bei diesem Namen machte der Graf, der bis dahin höflich, aber mit einer ächt englischen Kälte und Unempfindlichkeit gegrüßt hatte, einen Schritt vorwärts, und ein leichter röthlicher Ton zog wie ein Blitz über seine bleichen Wangen hin.

"Der Herr trägt die Uniform der neuen französischen Sieger?" sagte er; es ist eine schöne Uniform."

Man wäre nicht im Stande gewesen, zu sagen, was die Stimme des Grafen so tief vibriren ließ, was unwillkürlich sein Auge glänzen machte, das so schön, so ruhig, so durchsichtig war, wenn er nicht irgend einen Grund hatte, dasselbe zu verschleiern.

"Sie haben unsere Africaner nie gesehen, mein Herr?" sagte Albert.

"Nie," erwiderte der Graf, der nun wieder vollkommen seiner Herr geworden war.

„Wohl, unter dieser Uniform schlägt eines der bravsten und edelsten Herzen des Heeres.“

„Oh! Herr Vicomte . . .“ unterbrach ihn Morrel.

„Lassen Sie mich sprechen, Kapitän. Wir haben so eben von diesem Herrn einen so edelmüthigen Zug erfahren,“ fuhr Albert fort, „daß ich mir, obgleich ich ihn heute zum ersten Male sehe, die Gunst erbitte, ihn als meinen Freund vorstellen zu dürfen.“

Und man konnte abermals bei diesen Worten den seltsamen Blick und das leichte Zittern des Augenlides bei Monte Christo wahrnehmen, wodurch sich bei ihm eine innere Bewegung kundgab.

„Ah! der Herr ist ein edles Herz, desto besser,“ sprach der Graf.

Dieser mehr dem eigenen Gedanken, als dem, was Albert gesagt hatte, entsprechende Ausruf überraschte Jedermann, besonders Morrel, welcher Monte Christo ganz erstaunt anschaute. Aber der Ton war zu gleicher Zeit so sanft und weich, daß man sich, so seltsam auch der Ausruf erscheinen mußte, unmöglich darüber ärgern konnte.

„Warum sollte er daran zweifeln?“ fragte Beauchamp Chateau-Renaud.

„In der That,“ versetzte Chateau-Renaud, welcher mit seiner Welterfahrenheit und der Schärfe seines aristokratischen Blickes Alles bei Monte Christo durchdrungen hatte, was bei ihm zu durchdringen war, „in der That, Albert hat uns nicht getäuscht, es ist eine seltsame Person, dieser Graf; was sagen Sie dazu, Morrel?“

„Meiner Treue,“ sprach Morrel, „er hat ein offenes Auge und eine sympathetische Stimme, und er gefällt mir trotz der bizarren Betrachtung, die er so eben in Beziehung auf mich preisgegeben hat.“

„Meine Herren,“ sagte Albert, Germain meldet mir, daß aufgetragen ist. Mein lieber Graf, erlauben Sie mir, Ihnen den Weg zu zeigen.“

Man ging stillschweigend in den Speisesaal. Jeder nahm seinen Platz.

„Meine Herren,“ sprach der Graf, nachdem er sich gesetzt hatte, „erlauben Sie mir ein Geständniß, das zur Entschuldigung für jede Unschicklichkeit dienen soll, welche ich begehen dürfte; ich bin fremd, und zwar dergestalt fremd, daß ich zum ersten Male nach Paris komme. Das französische Leben ist mir folglich unbekannt, und ich habe bis jetzt eigentlich nie ein anderes, als ein orientalisches Leben geführt, was am allermeisten den guten Pariser Traditionen entgegensteht. Ich bitte Sie also, mich zu entschuldigen, wenn Sie an mir etwas zu Türkisches, zu Neapolitanisches oder zu Arabisches finden. Hienach lassen Sie uns frühstücken, meine Herren.“

„Wie er das Alles sagt!“ murmelte Beauchamp; „es ist entschieden ein vornehmer Herr.“

„Ein vornehmer Herr aus fremdem Lande,“ fügte Debray bei.

„Ein vornehmer Herr in allen Ländern“ sagte Chateau-Renaud.

Der Graf war, wie man sich erinnern wird, ein mäßiger Tischgenosse. Albert befürchtete, das Pariser Leben könnte dem Reisenden schon von Anfang an durch seine materiellste, aber zugleich nothwendigste Seite missfallen, und sagte zu ihm:

„Mein lieber Graf, ich habe bange, die Küche der Rue du Helder dürfte Ihnen nicht so sehr munden, als die der Piazza di Spagna. Ich hätte Ihren Geschmack zu Rathe ziehen und Ihnen einige Gerichte nach Ihrer Phantasie bereiten lassen sollen.“

„Wenn Sie mich näher kennen würden, mein Herr,“ antwortete der Graf lächelnd, „so beschäftigten Sie sich nicht mit einer beinahe demüthigenden Sorge für einen Reisenden meiner Art, der abwechselnd mit Macaroni in Neapel, mit Polenta in Mailand, mit Olla potrida in Valencia, mit Pilau in Konstantinopel, mit Carick in

Indien und mit Schwalbennestern in China gelebt hat. Es gibt keine Küche für einen Kosmopoliten wie ich bin. Ich esse von Allem und überall, nur esse ich wenig, und heute, wo Sie mir meine Nüchternheit zum Vorwurf machen, habe ich gerade meinen Tag des Appetits, denn seit gestern Morgen ist nichts über meine Lippen gekommen."

"Wie, seit gestern Morgen!" riefen die Gäste; "Sie haben seit vier und zwanzig Stunden nichts mehr gegessen?"

"Nein," erwiderte Monte Christo, "ich war genöthigt, von der Straße abzugehen und in der Gegend von Nimes Erkundigungen einzuziehen; dadurch verspätete ich mich etwas, und dann wollte ich nicht mehr anhalten."

"Und Sie speisten in Ihrem Wagen?" fragte Morcerf.

"Nein, ich schlief, wie mir dies begegnet, wenn ich mich langweile, ohne den Muth zu haben, mich zu zersfireuen, oder wenn mich hungert, ohne daß ich Lust habe, zu essen."

"Sie befehlen also dem Schlaf, mein Herr?" fragte Morrel.

"So ungefähr."

"Besitzen Sie ein Recept hiezu?"

"Ein untrügliches."

"Das wäre gut für uns Africaner, die wir nicht immer zu essen und selten zu trinken haben," bemerkte Morrel.

"Ja," erwiderte Monte Christo, "doch vortrefflich für einen Menschen wie ich, der ich ein ausnahmsweises Leben führe, wäre mein Recept leider sehr gefährlich auf eine ganze Armee angewendet, welche nicht mehr erwachen würde, wenn man derselben bedürfte."

"Darf man wissen, worin dieses Recept besteht?" fragte Debray.

"Oh! mein Gott, ja, ich mache kein Geheimniß daraus; es ist eine Mischung von vortrefflichem Opium, das ich selbst in Canton geholt habe, um es rein zu besetzen, und vom besten Haschisch, den man im Orient,

das heißt zwischen dem Tigris und Euphrat, findet; man verbindet diese zwei Ingredienzien zu gleichen Theilen, und macht daraus eine Art von Pillen, die man im Augenblick des Bedürfnisses verschluckt. Zehn Minuten nachher tritt die Wirkung ein. Fragen Sie den Herrn Baron Franz d'Epinau, ich glaube, er hat eines Tags davon gekostet."

"Ja," versetzte Morcerf, „er sagte mir davon, und er bewahrt eine sehr angenehme Erinnerung an diesen Genuß."

„Sie führen also diese Droque stets bei sich?“ fragte Beauchamp, der in seiner Eigenschaft als Journalist sehr ungläubig war.

„Beständig,“ antwortete Monte Christo.

„Wäre es unbescheiden, wenn ich Sie bitten würde, diese Pillen sehen zu dürfen?“ fuhr Beauchamp fort, in der Hoffnung, den Fremden auf einer Blöße zu ertappen.

„Nein, mein Herr,“ erwiderte der Graf; und er zog aus seiner Tasche eine wundervolle Bonbonnière, welche aus einem einzigen Smaragd gearbeitet und mit einer Schraube verschlossen war, die, wenn man sie ausschraubte, ein Kügelchen von grünlicher Farbe und von der Größe einer Erbse durchließ. Dieses Kügelchen hatte einen scharfen, durchdringenden Geruch; es waren vier oder fünf ähnliche in dem Smaragd, der ungefähr ein Duzend fassen mochte.

Die Bonbonnière machte die Runde um die Tafel, doch die Gäste ließen sie mehr umhergehen, um den prachtvollen Smaragd zu bewundern, als um die Pillen zu beriechen.

„Und diese Speise bereitet Ihnen Ihr Koch?“ fragte Beauchamp.

„Nein, mein Herr,“ erwiderte Monte Christo; „ich überlasse nicht auf diese Art meine reellen Genüsse der Willkühr unwürdiger Hände. Ich bin ein ziemlich guter Chemiker und bereite meine Pillen selbst.“

„Das ist ein bewunderungswürdiger Smaragd, . . es ist der größte, den ich je gesehen habe, obgleich meine Mutter verschiedene ziemlich merkwürdige Familienjuwelen besitzt,“ sprach Chateau-Menaud.

„Ich hatte drei solche.“ versetzte Monte Christo; „den einen gab ich dem Großsultan, der ihn an seinen Säbel fassen ließ; den andern unserm heiligen Vater dem Papst, auf dessen Geheiß er auf seine Tiara einem ungefähr ähnlichen, aber doch minder schönen Smaragd gegenüber, den seinem Vorgänger Pius VII. der Kaiser Napoleon geschenkt hatte, incrustirt wurde; den dritten behielt ich für mich; ich ließ ihn aushöhlen, was ihm ungefähr die Hälfte seines Werthes benommen, aber für den Gebrauch, zu welchem ich ihn bestimmte, bequemer gemacht hat.“

Jedermann schaute Monte Christo erstaunt an; er sprach mit so viel Einfachheit, daß er offenbar die Wahrheit sagte oder verrückt war; der Smaragd aber, der in seinen Händen geblieben, hatte zur Folge, daß man sich natürlich zur ersten Vermuthung hinneigte.

„Und was haben Ihnen diese zwei Souverains im Austausch für das herrliche Geschenk gegeben?“ fragte Debray.

„Der Großherr die Freiheit einer Frau,“ antwortete der Graf, „unser heiliger Vater der Papst das Leben eines Mannes. So war ich einmal in meinem Dasein so mächtig, als hätte mich Gott auf den Stufen eines Thrones geboren werden lassen.“

„Es ist Peppino, den Sie befreit haben, nicht wahr?“ rief Morcerf; „auf ihn haben Sie Ihr Begnadigungsrecht angewendet?“

„Vielleicht,“ antwortete Monte Christo lächelnd.

„Mein Herr Graf, Sie machen sich keinen Begriff, welches Vergnügen es mir bereitet, Sie so sprechen zu hören,“ sagte Morcerf. „Ich hatte Sie zum Voraus meinen Freunden als einen fabelhaften Mann, als einen Zauberer aus Tausend und eine Nacht, als einen Hexen-

meister des Mittelalters angekündigt; doch die Pariser sind in Paradoxen so feine Leute, daß sie für Launen der Einbildungskraft die unbestreitbarsten Wahrheiten nehmen, wenn sich diese Wahrheiten nicht in alle Bedingungen ihrer täglichen Existenz fügen. So sind zum Beispiel hier Debray, welcher alle Tage liest, und Beauchamp, der täglich druckt, daß man auf dem Boulevard ein verspätetes Mitglied des Jockey-Club geplündert, daß man vier Personen in der Rue Saint-Denis oder im Faubourg Saint-Germain ermordet hat, daß zehn, fünfzehn zwanzig Diebe in einem Kaffeehause des Boulevard du Temple oder in den Thermes de Julien verhaftet worden sind, und dennoch bestreiten sie das Vorhandensein von Banditen in den Maremmen, in der Campagna von Rom oder in den pontinischen Sümpfen. Sagen Sie ihnen doch selbst, ich bitte Sie, mein Herr Graf, daß mich Banditen festgenommen, und daß ich ohne Ihre edelmüthige Vermittelung aller Wahrscheinlichkeit nach heute die ewige Auferstehung in den Katafomben von San Sebastiano zu erwarten hätte, statt ihnen in meinem unwürdigen Häuschen in der Rue du Helber ein Frühstück zu geben."

"Bah!" rief Monte Christo, "Sie haben mir versprochen, nie von dieser Erbärmlichkeit zu sprechen."

"Nicht ich, mein Herr Graf," entgegnete Morcerf; "Sie verwechseln mich mit einem Andern, dem Sie denselben Dienst geleistet haben werden, wie mir. Sprechen wir im Gegentheil davon, ich bitte Sie; denn wenn Sie sich entschließen, von diesem Umstande zu reden, so werden Sie mir vielleicht nicht nur ein wenig von dem wiederholen, was ich weiß, sondern auch Vieles sagen, was ich nicht weiß."

"Es scheint mir," entgegnete der Graf lächelnd, "Sie haben bei dieser ganzen Angelegenheit eine hinreichend wichtige Rolle gespielt, um eben so gut als ich zu wissen, was vorgefallen ist."

"Wollen Sie mir versprechen, wenn ich Alles sage,

was ich weiß, mir ihrer Seite zu sagen, was ich nicht weiß?"

"Das ist nur zu billig," antwortete Monte Christo.

"Wohl," sprach Morcerf, "und sollte auch meine Eitelkeit darunter leiden: ich wähnte mich drei Tage lang den Gegenstand der Liebäugleien einer Maske, die ich für einen Abkömmling der Julien oder Poppäen hielt, während ich ganz einfach der Gegenstand der Lockungen einer Contadina war; bemerken Sie wohl, ich sage geflissentlich Contadina, um nicht Bäuerin zu sagen. Ich weiß nur, daß ich wie ein Dummkopf, dummer noch als derjenige, von welchem ich so eben sprach, für diese Bäuerin einen jungen Banditen von fünfzehn bis sechzehn Jahren mit bartlosem Kinn und von schlankem Wuchse ansah, der im Augenblick, wo ich mir die Freiheit nehmen wollte, einen Kuß auf seine keusche Schulter zu drücken, mir die Pistole vor die Brust setzte und mich mit Hülfe von sieben oder acht von seinen Gefährten in die Katakomben von San Sebastian führte, oder vielmehr schleppte, wo ich einen, meiner Treue wissenschaftlich gebildeten, Banditen-Anführer fand, der die Commentare von Cäsar las und sich nur bewogen fühlte, seine Lecture zu unterbrechen, um mir zu sagen, daß ich, wenn ich am andern Morgen um sechs Uhr nicht viertausend Thaler in seine Kasse entrichtet hätte, um Viertel auf sieben Uhr zu leben aufhören würde. Der Brief ist noch in den Händen von Franz, von mir unterzeichnet und mit einer Nachschrift von Meister Luigi Bampa versehen. Zweifeln Sie, so schreibe ich an Franz, und er läßt die Unterschriften legalisiren. Das ist es, was ich weiß. Was ich aber nicht weiß, ist der Umstand, wie es Ihnen gelungen ist, den Banditen, welche so wenig achten, so große Achtung einzusößen. Ich gestehe Ihnen, daß Franz und ich von Bewunderung erfüllt waren."

"Nichts ist einfacher, mein Herr," antwortete der Graf; "ich kannte den berühmten Bampa seit mehr

als zehn Jahren. Als er noch ganz jung und Hirte war, gab er mir eines Tages dafür, daß ich ihm irgend eine Goldmünze schenkte, weil er mir den Weg gezeigt hatte, einen von ihm selbst geschlitzten Dolch, den Sie wohl in meiner Waffensammlung gesehen haben. Später, . . . hatte er nun diesen Austausch kleiner Geschenke, der die Freundschaft zwischen uns erhalten haben mußte, vergessen, oder er hatte mich nicht erkannt. . . versuchte er es, mich festzunehmen; doch ich nahm im Gegentheil ihn mit einem Duzend seiner Leute gefangen. Ich konnte Bampa der römischen Justiz ausliefern, welche ziemlich emsig zu Werke geht und zu seinen Gunsten sich noch beeilt haben würde, aber ich that es nicht: ich entließ ihn und die Seinigen."

"Unter der Bedingung, daß sie nicht mehr sündigen würden," sagte der Journalist lachend. "Ich sehe mit Vergnügen, daß Sie ihr Wort gewissenhaft gehalten haben."

"Mein, mein Herr," entgegnete Monte Christo, "unter der einfachen Bedingung, daß sie mich und die Meinigen achten sollten. Was ich Ihnen sagen werde, kommt Ihnen vielleicht seltsam vor, meine Herren Socialisten, Progressisten, Humanisten, aber ich kümmerge mich nie um meinen Nächsten, ich suche nie die Gesellschaft zu beschützen, welche mich nicht beschützt und sich, ich darf es wohl behaupten, im Allgemeinen nur mit mir beschäftigt, um mir zu schaden, und indem ich sie in meiner Achtung niederhalte und die Neutralität ihnen gegenüber beobachte, sind mir hiefür die Gesellschaft und mein Nächster die Erwiederung schuldig."

"Das gefällt mir!" rief Chateau-Renaud; "das ist der erste Mensch, den ich ehrlich und gerade heraus die Selbstsucht predigen höre: sehr schön, bravo, mein Herr Graf!"

"Es ist wenigstens offenherzig," bemerkte Morrel; "doch ich bin überzeugt, der Herr Graf bereut es nicht, daß er einmal von den Grundsätzen abgegangen ist, die

er so eben auf eine so absolute Weise gegen uns ausgesprochen hat."

"Auf welche Art bin ich von diesen Grundsätzen abgegangen, mein Herr?" fragte Monte Christo, welcher von Zeit zu Zeit Maximilian unwillkürlich so aufmerksam anschaute, daß der kühne junge Mann schon ein paar Male die Augen vor dem klaren, durchsichtigen Blicke des Grafen niedergeschlagen hatte.

"Mich dünkt," antwortete Morrel, "indem Sie Herrn von Morcerf, der Ihnen unbekannt war, befreiten, dienten Sie Ihrem Nächsten und der Gesellschaft."

"Deren schönste Zierde er bildet," sprach Beauchamp ernst und leerte mit einem Zuge ein volles Glas Champagner.

"Mein Herr Graf," rief Morcerf, "Sie sind durch einen Schluß gefangen, Sie, einer der stärksten Logiker, die ich kenne, und Sie werden sehen, man beweist Ihnen sogleich, daß Sie entfernt kein Egoist, sondern ein Philanthrop sind. Ah, mein Herr Graf, Sie sagen, Sie seien Orientale, Malaie, Indianer, Chineser, Wilder, Sie nennen sich Monte Christo nach ihrem Familiennamen, Simbad der Seefahrer nach Ihrem Taufnamen, und an dem Tage, an welchem Sie Paris zum ersten Male betreten, besitzen Sie aus Instinkt das größte Verdienst oder den größten Fehler unserer überschwänglichen Pariser, das heißt, Sie maßen sich Laster an, welche Sie nicht haben, und verbergen die Tugenden, die Sie besitzen."

"Mein lieber Vicomte," sagte Monte Christo, "ich sehe in Allem, was ich gesprochen oder gethan, nicht das Geringste, was die scheinbaren Lobeserhebungen verdienen würde, die ich so eben von Ihnen und diesen Herren empfangen habe. Sie waren kein Fremder für mich, da ich Sie kannte, da ich Ihnen zwei Zimmer abgetreten, da ich Ihnen Frühstück gegeben, da ich Ihnen meinen Wagen geliehen, da wir mit einander auf dem Corso die vorüberziehenden Masken betrachteten und von

einem Fenster der Piazza del popolo jener Hinrichtung zugeschaut hatten, welche einen so mächtigen Eindruck auf Sie machte, daß es Ihnen beinahe übel geworden wäre. Ich frage nun alle diese Herren: konnte ich meinen Gast in den Händen der abscheulichen Banditen lassen, wie Sie diese Leute nennen? Auch hatte ich, als ich Sie rettete, wie Sie wissen, einen Hintergedanken: ich wollte mich Ihrer bedienen, um in den Salons von Paris eingeführt zu werden, wenn ich nach Frankreich käme. Sie konnten eine Zeit lang diesen Entschluß als ein vorübergehendes, flüchtiges Vorhaben betrachten, heute aber sehen Sie, daß es eine schöne Wirklichkeit ist, der Sie sich unterwerfen müssen, wenn Sie ihr Wort nicht brechen wollen."

"Ich werde es halten," sprach Morcerf, "doch ich befürchte sehr, es dürfte eine Entzauberung bei Ihnen eintreten, mein lieber Graf, insofern wechselreiche Lagen, pittoreske Ereignisse, phantastische Horizonte Bedürfniß für Sie geworden sind. Bei uns finden Sie nicht die geringste Episode von der Art derjenigen, an welche Sie Ihr abenteuerliches Leben gewöhnt hat. Unser Chimborazo ist der Montmartre, unser Himalaya der Mont-Balérien, unsere große Wüste die Ebene von Grenelle, wo man einen artesischen Brunnen gegraben hat, damit die Karavanen Wasser finden. Wir haben auch Räuber, viele Räuber, obgleich nicht so viele, als man sagt, aber diese Räuber fürchten unendlich viel mehr den kleinsten Mouchard, als den mächtigsten Herrn; kurz, Frankreich ist ein so prosaisches Land und Paris eine so civilisirte Stadt, daß Sie, wenn Sie alle fünfundachtzig Departements durchsuchen, ich sage fünfundachtzig, weil ich Corsica von Frankreich ausnehme, daß Sie in unseren fünfundachtzig Departements nicht den geringsten Berg finden werden, auf welchem nicht ein Telegraph angebracht ist, nicht die geringste, einigermaßen schwarze Grotte, in welcher nicht ein Polizeikommissär einen Gasschnabel hat einsetzen lassen. Ich kann Ihnen folglich

nur einen Dienst leisten, mein lieber Graf, und für diesen stehe ich zu Ihrer Verfügung: ich kann Sie überall vorstellen oder durch meine Freunde vorstellen lassen; übrigens brauchen Sie Niemand hiezu: mit Ihrem Namen, mit Ihrem Vermögen und Ihrem Geiste (Monte Christo verbeugte sich mit einem leichten ironischen Lächeln) stellt man sich überall selbst vor und wird überall gut aufgenommen. Ich kann Ihnen also nur in einer Beziehung nützlich sein: gereicht es mir bei Ihnen als Empfehlung, daß ich ein wenig mit dem Pariser Leben vertraut bin, einige Erfahrung im Comfortablen habe und unsere Bazar's kenne, so verfügen Sie über mich, um ein bequemes Haus für Sie auszusuchen. Ich wage es nicht, Ihnen den Vorschlag zu machen, meine Wohnung mit mir zu theilen, wie ich die Ihrige in Rom getheilt habe, ich, der ich mich nicht zum Egoismus bekenne, aber vorzugsweise Egoist bin; denn bei mir würde, mich selbst ausgenommen, nicht ein Schatten aushalten, wäre dieser Schatten nicht der einer Frau."

"Ah!" rief der Graf, "das ist ein ganz ehrlicher Vorbehalt. Sie haben mir in der That in Rom ein paar Worte von einem Heirath'splane gesagt; darf ich Ihnen zu Ihrer nahe bevorstehenden Verbindung Glück wünschen?"

"Die Sache ist immer noch im Zustande eines Planes."

"Und wer Plan sagt, will möglicher Fall sagen," versetzte Debray.

"Nein! nein!" erwiederte Morcerf, "meinem Vater ist daran gelegen, und ich hoffe Ihnen binnen Kurzem, wenn nicht meine Frau, doch meine Braut, Fräulein Eugenie Danglars, vorzustellen."

"Eugenie Danglars!" rief Monte Christo, "warten Sie doch ist ihr Vater nicht der Herr Graf Danglars?"

"Ja," antwortete Morcerf, "aber Graf von neuer Schaffung."

„Oh! was ist daran gelegen?“ entgegnete Monte Christo, „wenn er nur dem Staate Dienste geleistet hat, in Folge derer man diese Auszeichnung als gerechte Belohnung betrachten darf.“

„Ungeheure Dienste,“ sprach Beauchamp. „Er hat, obgleich in seinem Innern liberal, im Jahre 1829 ein Anlehen von sechs Millionen für den König Karl X. vollständig gemacht und wurde dafür von diesem zum Grafen und Ritter der Ehrenlegion ernannt, und so trägt er das Band nicht an seiner Westentasche, wie man glauben könnte, sondern ganz hübsch am Knopfloche seines Fracks.“

„Ah!“ rief Morcerf lachend, „Beauchamp, Beauchamp, behalten Sie dies für den Corsaire und den Charivari; aber in meiner Gegenwart schenken Sie meinen zukünftigen Schwiegervater.“

Dann sich an Monte Christo wendend:

„Auch Sie haben so eben seinen Namen ausgesprochen, wie Einer, der den Grafen kennen würde?“

„Ich kenne ihn nicht,“ antwortete Monte Christo mit nachlässigem Tone, „werde jedoch wahrscheinlich bald seine Bekanntschaft machen, indem ich einen offenen Credit auf ihn durch das Haus Richard und Blount in London, Arnstein und Eskeles in Wien, und Thomson und French in Rom habe.“

Die letzten zwei Namen aussprechend schaute Monte Christo Maximilian Morrel aus einem Winkel seines Auges an.

Hatte der Fremde auf Maximilian Morrel eine Wirkung hervorzubringen gehofft, so täuschte er sich nicht. Maximilian zitterte, als ob er einen elektrischen Schlag bekommen hätte.

„Thomson und French,“ sagte er, „kennen Sie dieses Haus?“

„Es sind meine Banquiers in der Hauptstadt der Christlichen Welt,“ antwortete ruhig der Graf, „kann

ich Ihnen bei diesen Herren in irgend einer Beziehung nützlich sein?"

"Oh! mein Herr Graf, Sie könnten uns vielleicht in Nachforschungen unterstützen, welche bis jetzt fruchtlos gewesen sind; dieses Haus hat einst dem unserigen einen großen Dienst geleistet, diesen Dienst aber, ich weiß nicht aus welchem Grunde, stets abgeleugnet."

"Ich stehe zu Befehl," sagte der Graf sich verbeugend.

"Aber wir haben uns aus Veranlassung von Danglars auf eine sonderbare Weise von dem Gegenstande unseres Gespräches entfernt," bemerkte Morcerf. "Es war davon die Rede, eine taugliche Wohnung für den Grafen von Monte Christo aufzufinden. Auf, meine Herren, wir wollen uns besinnen, um einen guten Gedanken zu bekommen; wo werden wir diesen neuen Gast des großen Paris einquartieren?"

"Im Faubourg Saint-Germain," sagte Chateau-Renaud, "der Herr findet dort ein reizendes kleines Hotel zwischen Garten und Hof."

"Bah! Chateau-Renaud," rief Debray, "Sie kennen nur Ihren traurigen, verdrießlichen Faubourg Saint-Germain; hören Sie nicht auf ihn, Herr Graf, wohnen Sie in der Chaussée-d'Antin, das ist der wahre Mittelpunkt von Paris."

"Boulevard de l'Opéra," sagte Beauchamp, "im ersten Stock, ein Haus mit Balcon, der Herr Graf läßt Kissen von Silberstoff dahin bringen und sieht, seinen Schibuk rauchend oder seine Pillen verschluckend, die ganze Hauptstadt vor seinen Augen vorüberziehen."

"Sie haben keinen Gedanken, Morrel, daß Sie nichts vorschlagen?" sagte Chateau-Renaud.

"Doch wohl," erwiderte lächelnd der junge Mann; "ich habe im Gegentheil einen Gedanken, wartete aber, ob sich der Herr Graf nicht durch eine von den glänzenden Anerbietungen, die man ihm gemacht, verführen lassen würde. Nun, da er nicht geantwortet, glaube

ich ihm eine Wohnung in einem reizenden kleinen Hotel . . . ganz Pompadour . . . anbieten zu dürfen, das meine Schwester seit einem Jahr in der Rue Meélan gemiethet hat."

"Sie haben eine Schwester?" fragte Monte Christo.

"Ja, mein Herr, eine vortreffliche Schwester."

"Verheirathet?"

"Seit bald neun Jahren."

"Glücklich?" fragte abermals der Graf.

"So glücklich, als es einem menschlichen Geschöpfe zu sein gestattet ist," antwortete Maximilian; "sie hat den Mann geheirathet, den sie liebte, der uns in unserem Unglück treu geblieben ist: Emmanuel Herbeau."

Monte Christo lächelte unmerklich.

"Ich wohnte dort während meines halbjährigen Urlaubs," fuhr Maximilian fort, "und siehe mit meinem Schwager Emmanuel in Beziehung auf jede Auskunft zu Dienst, welcher der Herr Graf bedürfen möchte."

"Einen Augenblick," rief Morcerf, ehe Monte Christo Zeit gehabt hatte, zu antworten, "bedenken Sie wohl, was Sie thun, Herr Morrel, Sie wollen einen Reisenden, Simbad den Seefahrer, in das Familienleben einkerfern; Sie wollen aus einem Manne, der gekommen ist, um Paris zu sehen, einen Patriarchen machen."

"Oh! nein!" erwiderte Morrel lächelnd; "meine Schwester ist fünf und zwanzig Jahre alt, mein Schwager dreißig, sie sind jung, heiter und glücklich, überdies wird der Graf bei sich sein und seinen Wirthen nur begegnen, wenn es ihm beliebt, zu ihnen hinabzugehen."

"Ich danke, mein Herr, ich danke," sprach Monte Christo, "ich werde mich begnügen, Ihrer Schwester und Ihrem Schwager durch Sie vorgestellt zu werden, wenn Sie mir diese Ehre erweisen wollen; aber ich nehme das Anerbieten von keinem dieser Herren an, da schon eine Wohnung für mich bereit steht."

„Wie?“ rief Morcerf, „Sie wollen im Gasthof absteigen? Das wird sehr verdrießlich für Sie sein.“

„War ich denn in Rom so übel daran?“ fragte Monte Christo.

„Oh! in Rom,“ entgegnete Morcerf, „dort haben Sie fünfzigtausend Piaster ausgegeben, um sich eine Wohnung meubliren zu lassen, doch ich setze voraus, Sie sind nicht geneigt, jeden Tag eine solche Ausgabe zu erneuen.“

„Das hielt mich nicht zurück,“ sprach Monte Christo; „doch ich war entschlossen, ein Haus in Paris zu haben, ein eigenes Haus, und schickte meinen Kammerdiener voraus, der mir dieses Haus kaufen und meubliren lassen mußte.“

„Haben Sie denn einen Kammerdiener, der Paris kennt,“ rief Beauchamp.

„Er kommt, wie ich, zum ersten Male nach Frankreich, mein Herr, ist schwarz und spricht nicht.“

„Dann ist es Ali?“ versetzte Albert mitten unter allgemeinem Erstaunen.

„Ja, mein Herr, es ist Ali, mein Nubier, mein Stummer, den Sie, wie ich glaube, in Rom gesehen haben.“

„Allerdings, ich erinnere mich seiner vollkommen,“ sprach Morcerf.

„Aber wie konnten Sie einen Nubier beauftragen, Ihnen ein Haus zu kaufen, und einen Stummen, es meubliren zu lassen? Der arme Unglückliche wird Alles verkehrt gemacht haben?“

„Sie täuschen Sich, mein Herr; ich bin im Gegentheil überzeugt, daß er alle Dinge nach meinem Geschmack gewählt hat; denn, Sie wissen, mein Geschmack ist nicht der von Jedermann. Er ist vor acht Tagen angekommen und wird in der Stadt mit jenem Instincte umher gelaufen sein, den ein guter, allein jagender Hund haben dürfte; er kennt meine Launen, meine Phantasien, meine Bedürfnisse, und hat sicherlich Alles

nach meinem Gefallen eingerichtet. Er wußte, daß ich heute um zehn Uhr ankommen würde, und wartete auf mich seit neun Uhr an der Barrière de Fontainebleau. Dort übergab er mir dieses Papier, es ist meine neue Adresse; lesen Sie." Monte Christo reichte das Papier Albert und dieser las:

„Champs-Élysées Nr. 30.“

„Das ist in der That originell,“ rief Beauchamp unwillkürlich.

„Und ganz fürstlich,“ fügte Chateau-Renaud bei.

„Wie! Sie kennen Ihr Haus nicht einmal?“ fragte Debray.

„Nein,“ erwiderte Monte Christo. „Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich die Stunde nicht versäumen wollte. Ich machte meine Toilette im Wagen und stieg vor der Thüre des Vicomte aus.“

Die jungen Leute schauten sich gegenseitig an; sie wußten nicht, ob Monte Christo eine Komödie spielte; doch Alles, was aus dem Munde dieses Mannes kam, trug ein solches Gepräge von Einfachheit an sich, daß man keine Lüge voraussetzen konnte. Warum sollte er übrigens auch gelogen haben?“

„Wir werden uns also begnügen müssen, dem Herrn Grafen alle die kleinen Dienste zu leisten, welche in unserer Macht liegen,“ sprach Beauchamp. „Ich meiner Seits öffne ihm in meiner Eigenschaft als Journalist alle Theater von Paris.“

„Ich danke, mein Herr,“ versetzte Monte Christo lächelnd, „mein Intendant hat bereits Befehl erhalten, mir in jedem derselben eine Loge zu miethen.“

„Ist Ihr Intendant auch ein Nubier, ein Stummer?“ fragte Debray.

„Nein, er ist ein Landsmann von Ihnen, wenn überhaupt ein Corse ein Landsmann von irgend Jemand ist; doch Sie kennen ihn, Herr von Morcerf?“

„Sollte es zufällig der brave Signor Bertuccio sein, der so gut Fenster zu miethen versteht?“

„Ganz richtig, Sie haben ihn bei mir an dem Tage gesehen, wo ich Sie beim Frühstück zu empfangen die Ehre hatte. Es ist ein sehr braver Mann, der ein wenig Soldat, ein wenig Schmuggler, ein wenig von Allem, was man sein kann, gewesen ist. Ich würde nicht schwören, daß er nicht einen kleinen Streit mit der Polizei wegen einer Erbärmlichkeit, etwa wegen eines Messerstichs, gehabt hat.“

„Und Sie haben diesen ehrlichen Weltbürger zum Intendanten gewählt, mein Herr Graf?“ sagte Debray. „Wie viel stiehlt er Ihnen jährlich?“

„Auf mein Ehrenwort, nicht mehr als ein Anderer, dessen bin ich sicher; doch er besorgt meine Angelegenheiten, kennt keine Unmöglichkeit, und ich behalte ihn.“

„Also haben Sie ein eingerichtetes Haus,“ sagte Chateau-Renaud, „ein Hotel in den Champs-Élysées, Bedienten, Intendanten, es fehlt Ihnen nur noch eine Geliebte.“

Albert lächelte, er dachte an die schöne Griechin, die er in der Loge des Grafen im Teatro della Valle und im Teatro Argentina gesehen hatte.

„Ich habe etwas Besseres,“ antwortete Monte Christo, „ich habe eine Sklavin: Sie miethen Ihre Geliebtingen im Théâtre de l'Opéra, im Théâtre du Vaudeville, im Théâtre des Variétés, ich habe die meinige in Constantinopel gekauft; es hat mich sehr viel gekostet, aber ich brauche mich in dieser Beziehung um nichts mehr zu kümmern.“

„Doch Sie vergessen,“ sprach Debray lachend, „wir sind, wie König Karl gesagt hat, frank dem Namen nach, frank der Natur nach, und somit ist Ihre Sklavin, sobald sie den Fuß auf die Erde Frankreichs gesetzt hat, frei geworden.“

„Wer wird es ihr sagen?“ fragte Monte Christo.

„Der Nächste der Beste.“

„Sie spricht nur Romaisch.“

„Dann ist es etwas Anderes.“

„Aber wir werden sie wenigstens sehen,“ fragte Beauchamp, „oder besitzen Sie auch Eunuchen, da Sie bereits einen Stummen haben?“

„Meiner Treue! nein,“ erwiderte Monte Christo, „ich treibe den Orientalismus nicht so weit; Jedem von meiner Umgebung steht es frei, mich zu verlassen, und wer mich verläßt, bedarf weder mehr meiner, noch irgend einer andern Person, darum verläßt man mich vielleicht nicht.“ Man war längst zum Dessert und zu den Cigarren übergegangen.

„Mein Lieber,“ sagte Debray aufstehend, „es hat halb drei Uhr geschlagen, Ihr Gast ist entzückend, aber die Gesellschaft mag so gut sein, als sie will, man verläßt sie doch endlich . . . zuweilen einer schlechten zu Liebe: ich muß in mein Ministerium zurückkehren. Ueber den Grafen spreche ich mit dem Minister, und wir erfahren sicherlich, wer er ist.“

„Nehmen Sie sich in Acht,“ entgegnete Morcerf: „die Schlausten haben darauf Verzicht geleistet.“

„Bah! wir haben drei Millionen für unsere Polizei; sie sind allerdings beinahe immer zum Voraus ausgegeben, doch gleichviel, es bleiben immerhin fünfzigtausend Franken, die man hierauf verwenden kann.“

„Und wenn Sie wissen, wer er ist, werden Sie es mir sagen?“

„Ich verspreche es Ihnen. Auf Wiedersehen, Albert. Meine Herren, Ihr Unterthänigster!“

Und die Gesellschaft verlassend, rief Debray ganz laut im Vorzimmer:

„Vorfahren!“

„Gut,“ sagte Beauchamp zu Albert, „ich gehe nicht in die Kammer, aber ich habe meinen Lesern etwas Besseres zu bieten, als eine Rede von Danglars.“

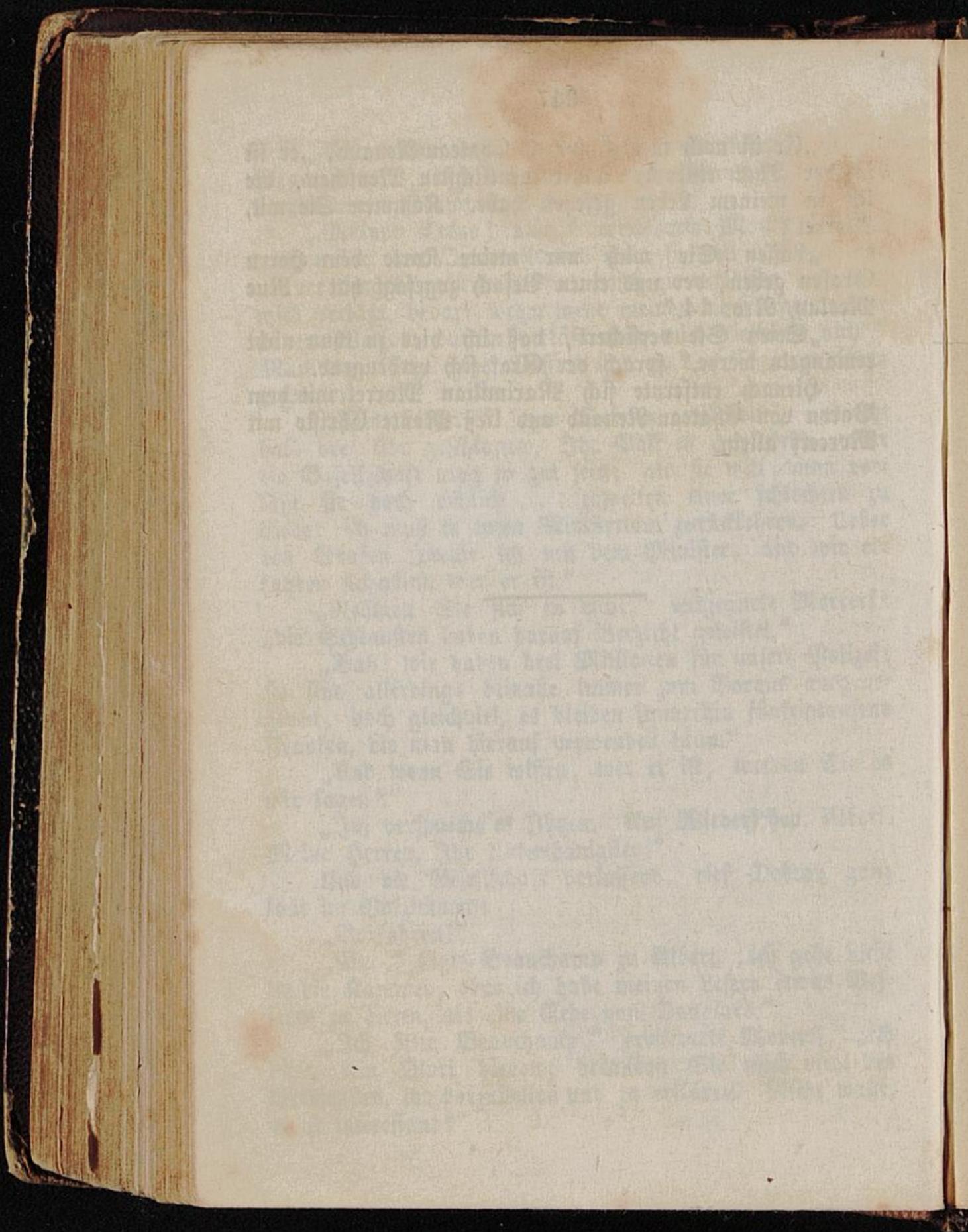
„Ich bitte Beauchamp,“ erwiderte Morcerf, „ich bitte, kein Wort hievon; berauben Sie mich nicht des Verdienstes, ihn vorzustellen und zu erklären. Nicht wahr, er ist interessant?“

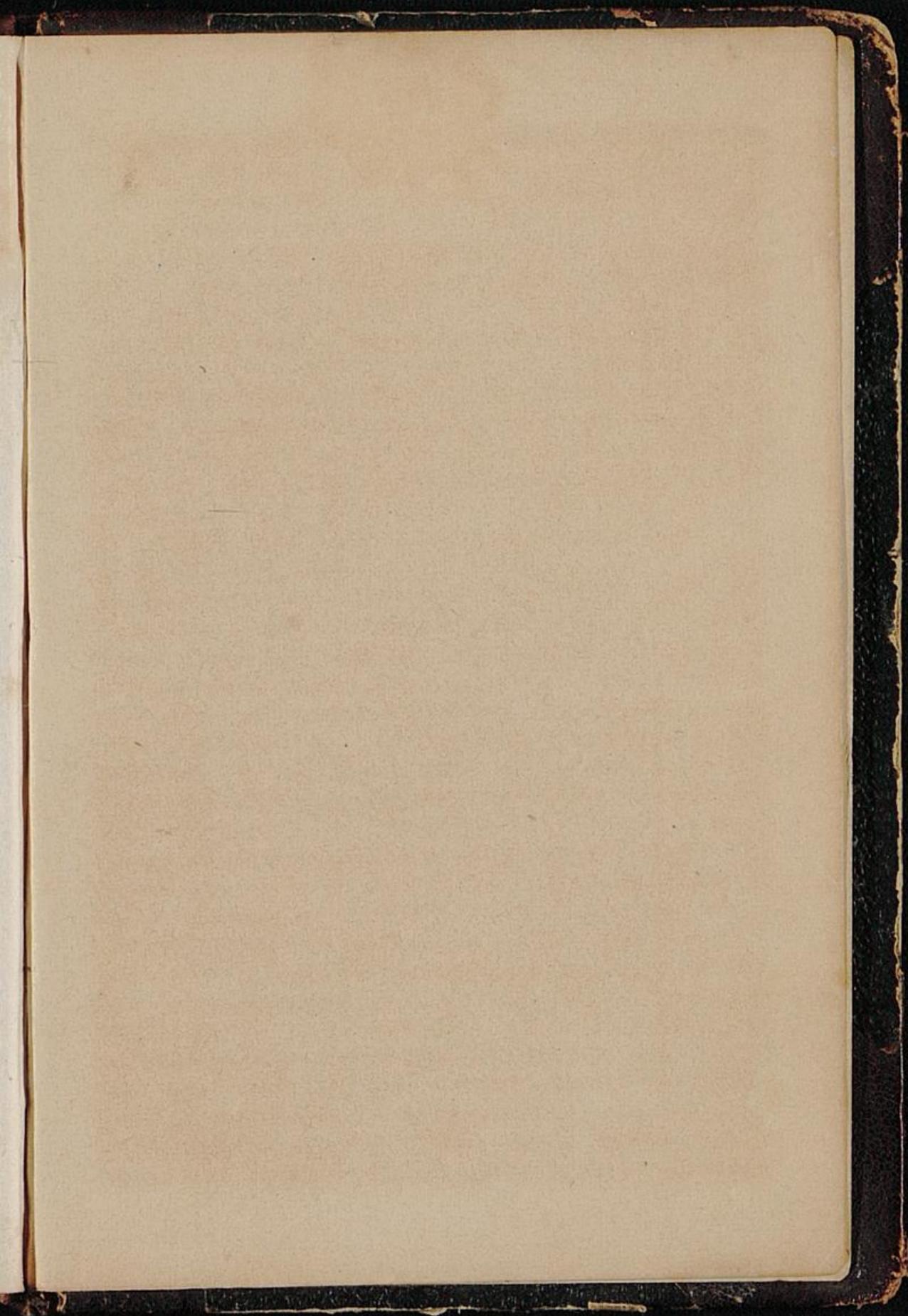
„Er ist noch mehr,“ sprach Chateau-Renaud, „er ist in der That einer der außerordentlichsten Menschen, die ich in meinem Leben gesehen habe. Kommen Sie mit, Morrel?“

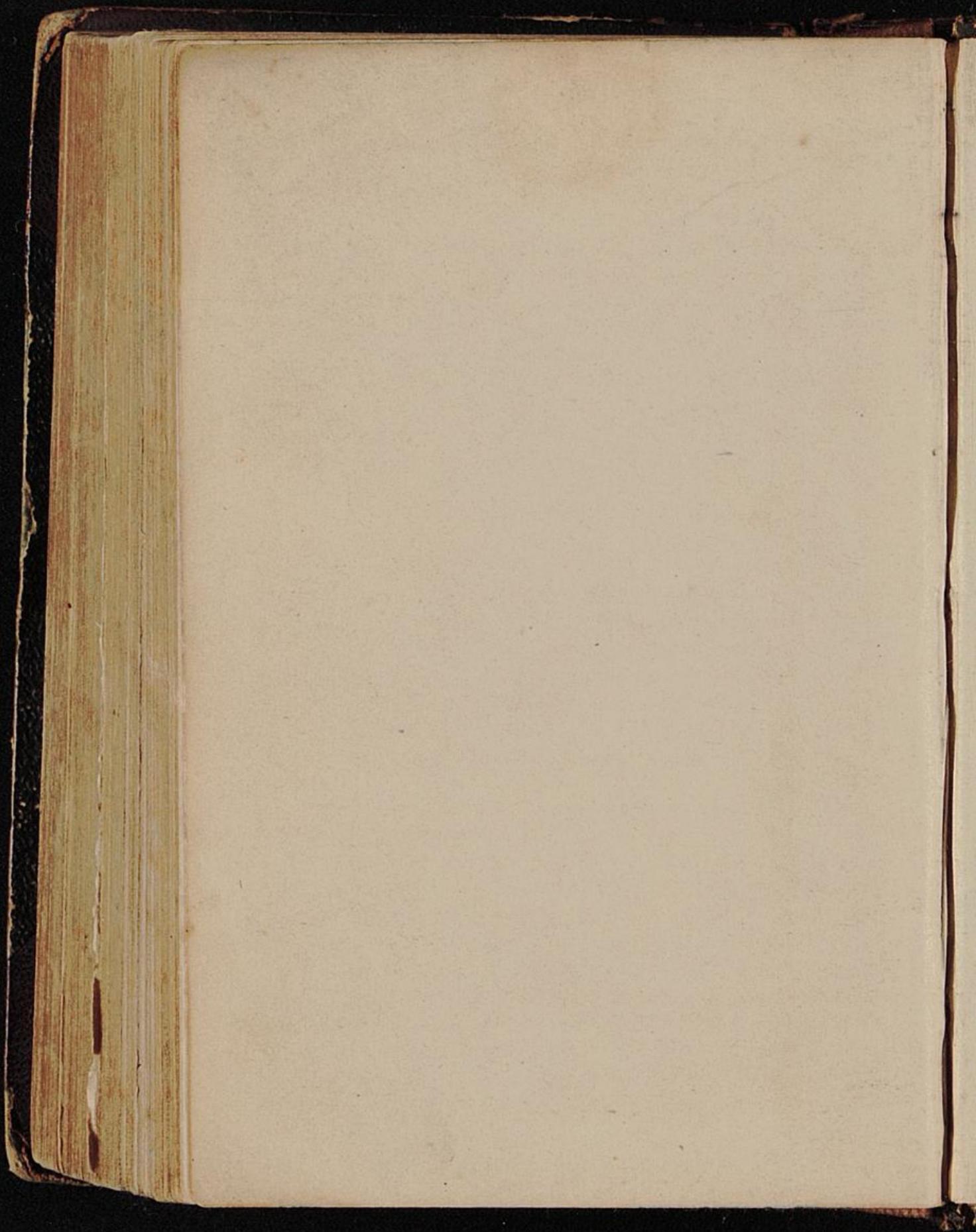
„Lassen Sie mich nur meine Karte dem Herrn Grafen geben, der uns einen Besuch zugesagt hat: Rue Meslay, Nro. 14.“

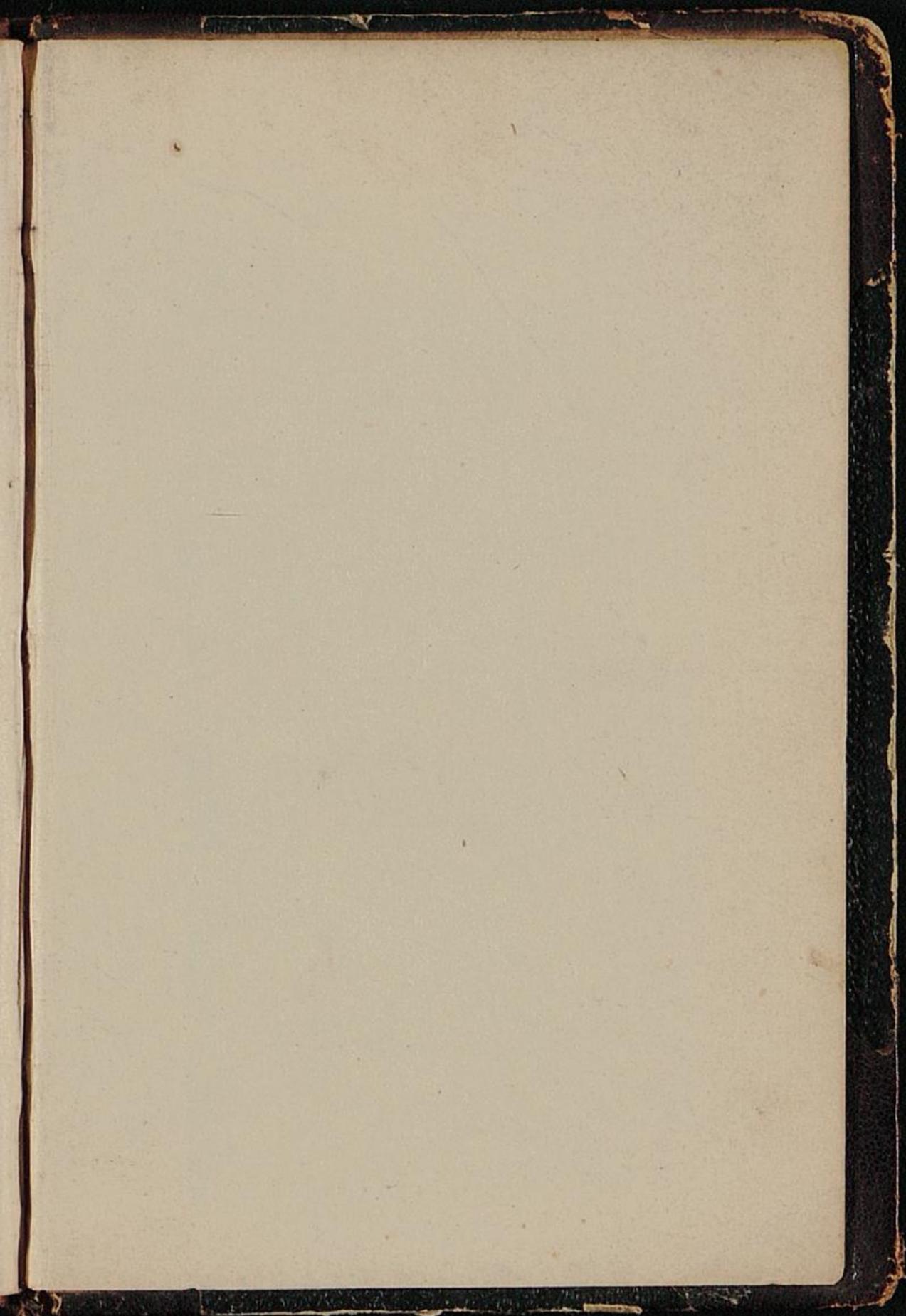
„Seien Sie versichert, daß ich dies zu thun nicht ermangeln werde,“ sprach der Graf sich verbeugend.

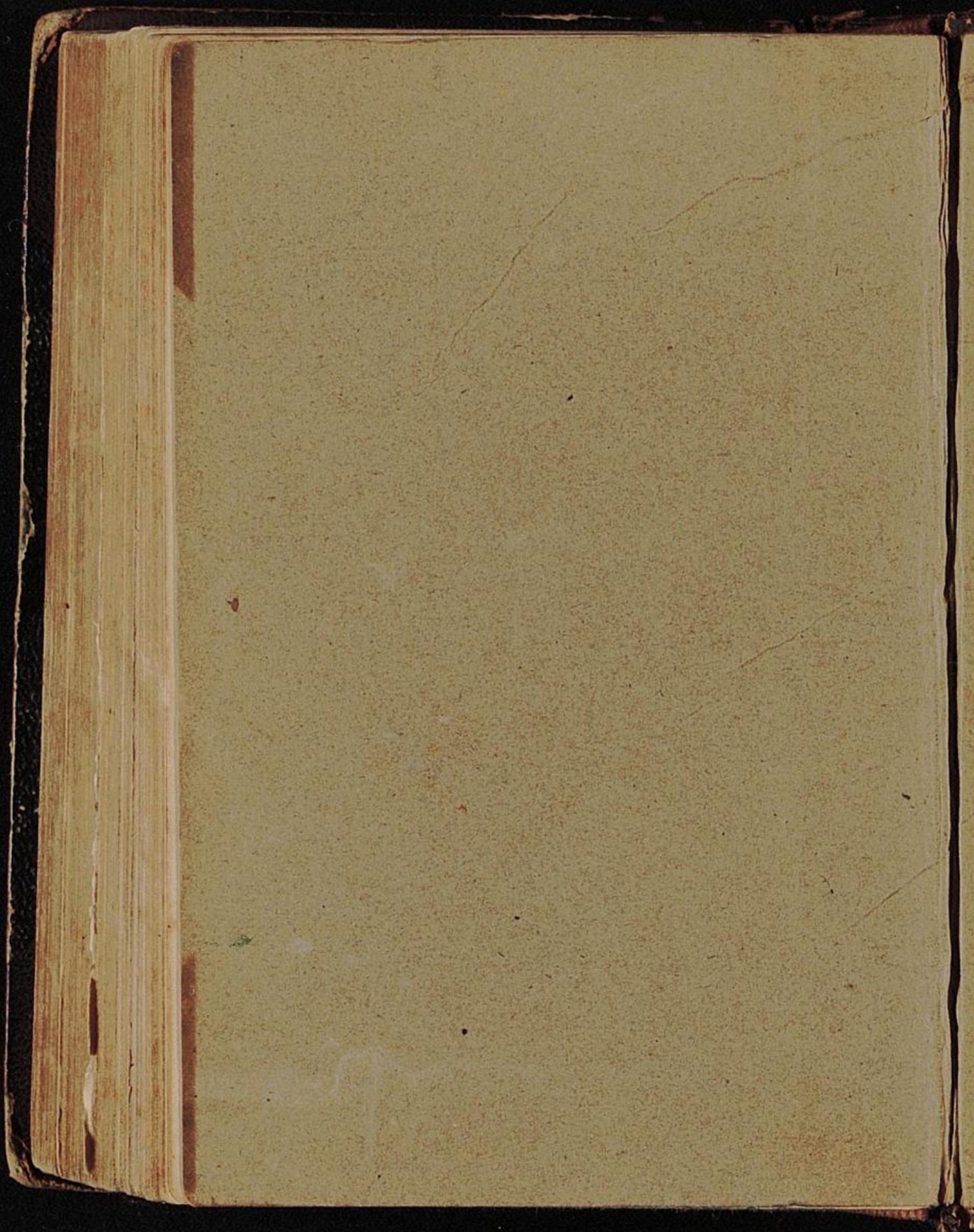
Hienach entfernte sich Maximilian Morrel mit dem Baron von Chateau-Renaud und ließ Monte Christo mit Morcerf allein.

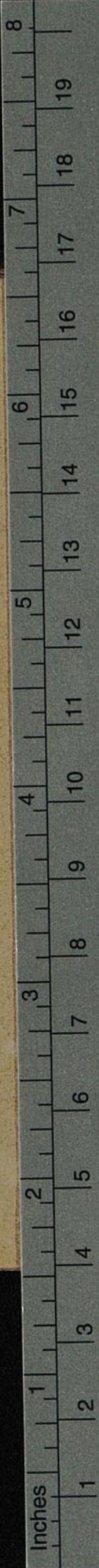












Centimetres **TIFFEN** Color Control Patches © The Tiffen Company, 2007

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black
Light Blue	Light Cyan	Light Green	Light Yellow	Light Red	Light Magenta	White	Light Grey	Dark Grey
Dark Blue	Dark Cyan	Dark Green	Dark Yellow	Dark Red	Dark Magenta	White	Dark Grey	Black